ar

4

ARMEERUNDSCHAU - SOLDATENMAGAZIN * 1,- M * 1975





Warum wird manche Normerfüllung
mit der Note 2 bewertet,
wenn die Zeit für die 1 gebracht wurde?
Soldat Jobst Lange

Muß unsere Wandzeitung
immer so langweilig sein:
Nur Illustriertenfotos und Zeitungsausschnitte?
Soldat Arndt Mahle



Eine interessante Frage.
Und wichtig dazu.
Leider nennen Sie in Ihrem Brief kein konkretes Beispiel. Deshalb muß ich auf andere zurückgreifen, um die Sache anschaulich zu machen.
Nehmen wir an, Ihr Zug wird in Taktik überprüft. Jeder weiß also, worum es geht. Und auch, was auf dem Spiel steht. Ich zweifle nicht daran, daß auch Sie und Ihre Genossen bemüht wären, das Beste zu geben: Da aber wird es spannend. Denn: Was nämlich versteht man darunter? Nur das Erreichen der vorgegebenen Zeitnorm – also Anlegen der Schutzbekleidung, Ausheben der Schützenmulde innerhalbeiner bestimmten Zeit?
Gewiß, die Zeitnorm ist der Gradmesser für die Aufgabenerfüllung. Immer jedoch in Einheit damit, wie – in welcher Qualität – der Befehl ausgeführt wurde. Denn was nützt es Ihnen und Ihrem Kampfkollektiv, wenn in erster Linie auf die Stoppuhr geachtet wird und weniger auf die präzise, taktisch richtige und disziplinierte Erfüllung der Aufgabe? Die Gefechtsausbildung dient der Vorbereitung auf das Gefecht. Da aber muß man schnell und gut sein. Schneller und besser als der Gegner. Folglich machen es gute Zeiten allein nicht. Vieles zählt und ist demnach bestimmend für eine gerechte Bewertung aller Leistungen.
Gesetzt den Fall, Ihr Zug hat alle Zeitnormen für die 1 erfüllt. Die inhaltliche Aufgabenerfüllung dagegen ließ noch mancherlei Wünsche offen. Etwa, daß der Zug nach dem Durchlaufen der Gasse nicht rechtzeitig die Gefechtsordnung eingenommen hat. Daß beim Überwinden des Geländes die Zeitdauer der Sprünge nicht ganz eingehalten wurde. Daß sich mehrere Soldaten beim Anlegen der Schutzbekleidung verknöpft hatten. Daß manche Schützenmulde unzureichend getarnt war. Daß dieser oder jener beim teilweisen Entaktivieren nicht an die Windrichtung gedacht hatte...
Sind das nicht Qualitätsmängel, die im realen Gefecht zur realen Gefahr für Leben und Kampferfolg werden können? Wäre es da gerecht und in Ihrem eigenen Interessegehandelt, hierüberhinwegzusehen und dennoch die Note 1 zu geben? Gebietet die Verantwortung vor den und für die Menschen nicht eher, da Abstriche und auch entsprechende Abzüge in der Bewertung zu machen? Ich meine ja. Denn nur schonungslose Selbsteinschätzung und unbedingte Ehrlichkeit führen uns zu höherer Effektivität auch in der Gefechtsausbildung. Das aber heißt, um höhere Qualität in den geforderten Zeitnormen zu kämpfen.

★

Das muß sie gewiß nicht.
Fragt sich also: Wie kann man daraus eine wirkliche Wandzeitung machen?
Zunächst einmal sollten Sie Ihre FDJ-Leitung anpieken oder das Thema in einer FDJ-Versammlung zur Sprache bringen. Ich verstehe Sie so: Die Wandzeitung, das muß ein Anziehungspunkt für alle Genossen der Kompanie sein. Weil sie aktuell und streitbar und ein echtes Spiegelbild des Lebens ist, vor allem des Wettbewerbsgeistes. Da muß jeder sehen und lesen können: Wer liegt an der Wettbewerbsspitze und wie ist er dahin gekommen, auf welche Weise und auf welchem Weg? Das wiederum heißt: Welche Erfahrungen sind geeignet, daß alle daraus lernen und sie in ihren eigenen Kollektiven anwenden können? Was hemmt und hindert am schnelleren Voranschreiten? Welche Aufgaben stehen vor der Kompanie und wie kann man sie am besten, rationellsten und erfolgreichsten angehen?
Das sind nur einige Themen und Möglichkeiten. Ich meine: Wenn darauf an der Wandzeitung geantwortet und auch die ideologische Auseinandersetzung geführt wird, dann erwartet jeder mit Spannung und Interesse die neueste Ausgabe. Und er wird sich auch selbst zu Wort melden. Mit seiner Meinung, mit seinen Erfahrungen, mit seinen Vorschlägen und vielleicht auch mit Kritik. Es liegt demnach weitgehend auch an Ihnen selbst, wie die Kompaniewandzeitung aussieht, ob sie aktuell, informativ, operativ und verändernd wirkt. Wie ist's: Haben Sie nicht Lust, daran mitzuarbeiten? Vielleicht ändert sich's dann schneller als durch ein kritisches Wort. Weil es mit der eigenen Tat verbunden wäre.

Ihr Oberst

Karl Heinz Freitag

Chefredakteur





Mil's Hubschrauber

. . . haben einen guten Ruf.
Das Wort ist in allen
Hubschrauber-Staffeln
der sozialistischen Militärkoalition
zu hören.
Die Helikopter
mit der offiziellen Bezeichnung Mi
ziehen nicht nur auf
internationalen Luftfahrtveranstaltungen
die Aufmerksamkeit der Leute auf sich.
Wer schaut nicht unwillkürlich nach oben,
wenn das eigenartige pladdernde Geräusch der Tragschraubenblätter
eines Hubschraubers zu vernehmen ist,
das vom tiefen Gebrumm des Kolbenmotors
oder vom Pfeifen der Turbine begleitet wird?
Selbst der Eiligste bleibt stehen,
wenn er das Arbeitspferd der Luft bei seinen Manövern
etwas länger beobachten kann.

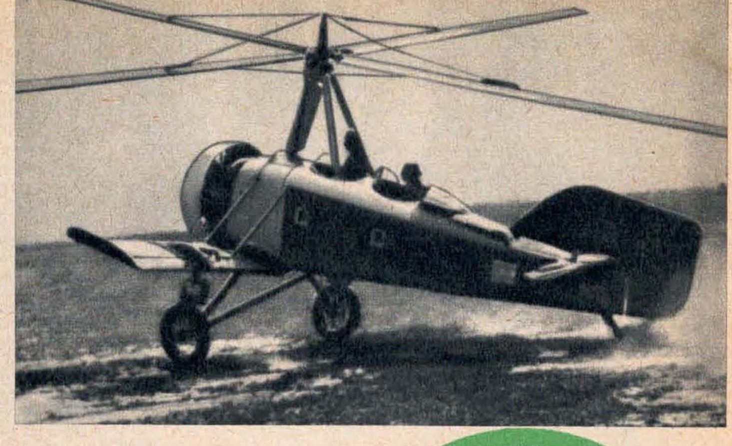
Senkrechter Steig- oder Sinkflug, Ausweichen nach jeder Seite, Geradeaus- und sogar Rückwärtsflug – Hubschrauber können das über Berg und Tal, über dem Meer und Binnengewässern, bei Tag und Nacht sowie in zunehmenden Maße auch bei Schlechtwetter.

Natürlich kann nicht jeder Hubschrauber jede Aufgabe erfüllen. Dazu gibt es nach Größe und Leistungsfähigkeit unterschiedliche Klassen, leichte, mittlere und schwere, Arbeits-, Transport- und bewaffnete Hubschrauber.

Der Grenzsoldat kennt den Hubschrauber als seinen bewährten Freund bei der Sicherung der Grenzen der sozialistischen Staatengemeinschaft. Den Truppen der Landstreitkräfte übermittelt er Ergebnisse der chemischen- und der Strahlungsaufklärung sowie Angaben über Bewegungen des Gegners. Aber er verlegt auch, wenn es sein muß, schnell in der gefährdeten Richtung ein Minenfeld.

Bei den Seestreitkräften wird der Hubschrauber für Verbindungsaufgaben, aber auch zur U-Jagd, zur maritimen Aufklärung, zum Bergen Schiffbrüchiger oder von Piloten in Seenot eingesetzt. Ebenso steht er dem Kämpfer auf dem Gefechtsfeld mit der Feuerkraft seiner Kanonen, Maschinengewehre oder Raketen zur Seite, um gegnerische Erdtruppen – vor allem Panzer – zu bekämpfen.

Bei den Luftstreitkräften und in den Verbänden der Luftverteidigung ist er bei Verlegungen der





Dr. Ing. habil. Michail Leontjewitsch Mil, der Schöpfer einer großen Hubschrauberfamilie, und seine „Kinder": Autogiro A-4, Großraumhubschrauber Mi-12 und sein älterer „Bruder" Mi-6 (linke Seite von oben nach unten). Daneben Mi-4, Mi-1 und der fliegende Kran, der Mi-10K.











Packesel und in vielen Fällen der Kurier. Man könnte diese Aufzählung beliebig fortsetzen. Dabei würde man bei der Frage nach dem Typ meist auf die Bezeichnung „Mi" stoßen, die darauf verweist, daß er aus dem Hause Mil stammt. Alle Klassen kommen von dort, leichte, mittlere, schwere und sogar schwerste Typen. In dieser Reihenfolge wurden sie auch entwickelt.

Es ist allgemein bekannt, daß die Geschichte des Hubschraubers weit zögernder als beim Starrflügler und zum Teil über den Umweg Tragschrauber verlief. Immer wieder gab es neue Probleme zu klären, bis der Hubschrauber zu dem heutigen sicheren und leistungsfähigen Fluggerät mit dem eben skizzierten Einsatzspektrum wurde.

Einen großen Anteil an dieser Entwicklung hatte der vor wenigen Jahren verstorbene Generalkonstrukteur Dr. Ing. habil. Michail Leontjewitsch Mil. Als dem damals 39jährigen Chefkonstrukteur 1947 die Leitung des neuen Versuchs- und Konstruktionsbüros (OKB) für Hubschrauber übertragen wurde, war er auf diesem Gebiet absolut kein Neuling mehr. 1931, gleich nach dem Abschluß des Nowotscherkassker Luftfahrt-Institutes, nahm er im ZAGI – dem Zentralen Aero-Hydrodynamischen Institut – seine Arbeit in der Gruppe auf, die sich dem Drehflügler verschrieben hatte. Als Mil in das ZAGI eintrat, arbeitete man dort seit über einem Jahr an einem kleinen Tragschrauber, der am 17. November 1931 zum Erstflug startete. Dieses als ZAGI 2-EA bezeichnete Fluggerät erwies sich als recht bockig: Es brach aus und drehte sich nach dem Aufsetzen um die eigene Achse. Der junge Konstrukteur Mil war daran beteiligt, dem 2-EA diese unfeine Art abzugewöhnen. Dabei betrieb Mil einerseits theoretische Forschungen, um in noch unbekannte Gebiete vorzustoßen, und andererseits war er mit der Flugerprobung beschäftigt.

Für den nächsten Tragschrauber ZAGI A-4, er flog erstmals am 6. November 1932, hatte Mil mit seiner Brigade alle Untersuchungen und theoretischen Berechnungen zu erarbeiten. Diesen in einer kleinen Serie gefertigten A-4 nutzte die ökonomisch immer mehr erstarkende UdSSR bereits für die Volkswirtschaft sowie für die Armee.

Auch an den Berechnungen, Entwicklungsarbeiten und an der Erprobung aller weiteren sowjetischen Tragschrauber waren Mil und seine Brigade in vielfältiger Weise beteiligt. 1933 wurde der ZAGI A-6 gebaut, an dem Mil studierte, wie man am Tragschrauber das Schaukeln in Bodennähe beseitigt. Ein Jahr darauf begann die Flugerprobung des Zweisitzers ZAGI A-7, der speziell als Nah- und Artillerieaufklärer ausgelegt war. Auch bei diesem Muster traten viele Schwierigkeiten auf, die Mil und seine Genossen zu überwinden hatten. Im gleichen Jahr war durch die zahlreichen Verbesserungen am A-6 ein völlig neuer Typ entstanden, der die Bezeichnung A-8 erhielt. Während der Flugerprobung, bei der Michail Mil wiederum alle aerodynamischen Untersuchungen und Forschungen leitete, kam man zu dem Ergebnis, daß Tragschrauber auch ohne Flügel fliegen können, wenn sie durch den verstellbaren Rotor gesteuert werden. 1935 flog ein nach diesen Erfahrungen gebauter Tragschrauber. Dieser ZAGI A-14 diente dem zukünftigen Hubschrauberkonstrukteur und seiner Brigade in erster Linie als Versuchsmuster. Daneben untersuchten sie aber auch zahlreiche theoretische Probleme. Sie waren ebenso wie die Erfahrungen mit dem 1937 erprobten einsitzigen ZAGI A-12 die Grundlage für die Konstruktion des zweisitzigen Artilleriebeobachters und Nahaufklärers A-15, der im Februar 1938 umfassend erprobt wurde.

Als die Faschisten die UdSSR überfielen, arbeiteten M. L. Mil und N. I. Kamow gemeinsam an einem Hubschrauber, der in der Lage sein sollte, senkrecht zu starten.

Bei der Abwehr des faschistischen Aggressors setzte die Sowjetarmee im Gebiet von Smolensk eine aus mehreren ZAGI A-7 bestehende Tragschrauberstaffel für Beobachtungszwecke und als Artillerieaufklärer ein. Der leitende Ingenieur dieser Staffel war kein anderer als Michail Leontjewitsch Mil. Dabei sammelte er viele praktische Erfahrungen für den Einsatz von Drehflüglern unter den harten Bedingungen der Front. Der Tragschrauber A-7 erreichte eine Höchstgeschwindigkeit von 210 km/h. Die Zuladung betrug 700 kg. Bewaffnet war der A-7 mit einem Zwillings-MG im hinteren Sitz. Die Staffel handelte vorwiegend in hellen Nächten.

Für die Weiterentwicklung dieser doch recht empfindlichen und anspruchsvollen, in ihrer Leistungsfähigkeit noch sehr bescheidenen Maschinen waren während der ersten Jahre des Krieges weder Menschen noch



Material, noch Baukapazität vorhanden. Die Front brauchte dringender Jäger, Schlacht-, Bomben- und Aufklärungsflugzeuge. 1944 begann das Jakowlew-Kollektiv mit den Arbeiten an Hubschraubern und 1945 folgte das Kamow-Kollektiv. Dabei stützten sie sich ebenso wie das spätere OKB von Mil auf die umfangreichen Erfahrungen des sowjetischen Tragschrauberbaus des vorangegangenen Jahrzehnts.

Michail L. Mil selbst war 1943 nach dem Fronteinsatz in das ZAGI zurückgekehrt, wo er im gleichen Jahr Kandidat der Technischen Wissenschaften wurde und 1945 den Doktortitel erwarb. In jener Zeit leitete er das Hubschrauber-Laboratorium des ZAGI.

Das neue OKB von Mil hielt sich nicht lange mit Nebensächlichkeiten auf, sondern ging mit Feuereifer daran, den ersten Hubschrauber zu entwerfen. Bereits im September konnte der GM-1, später umbenannt in Mi-1, zum Erstflug starten. Zwar hatte er noch Kinderkrankheiten an sich und kurze Zwischenüberholzeiten (1950 nur 150 Stunden), aber in zäher Arbeit entstand daraus der in zahlreichen Versionen produzierte, flugsichere Hubschrauber für drei Personen, der 1959 über 15 internationale Rekorde errang und dessen Zwischenüberholungszeit auf 1000 Stunden angewachsen war.

Seit 1957 baut die polnische Luftfahrtindustrie den Mi-1 als SM-1 und andere Hubschrauber in Lizenz, Zeugnis der wachsenden Integration der sozialistischen Staatengemeinschaft. Um diese Seite der Mil-Entwicklungen gleich vorweg zu nehmen: In Polen entstand aus dem SM-1 der leicht abgewandelte SM-2. Als der Mi-1 in der UdSSR zum leistungsstärkeren Turbinenhubschrauber Mi-2 weiterentwickelt worden war, übernahm Polen die Alleinproduktion dieses Hubschraubers. Dabei halfen die sowjetischen Fachleute – darunter auch Dr. Mil und seine Mitarbeiter – mit Rat und Tat. Seit Jahren wird der Mi-2 nun in Polen in zahlreichen Versionen gefertigt, darunter auch als bewaffneter Mehrzweckhubschrauber und mit Seenotausrüstung.

Doch zurück zur Entwicklungsgeschichte: Dem Mi-1 waren 1952 der Mi-4 und drei Jahre darauf der Riesenhubschrauber Mi-6 gefolgt. Als dieser 1958 erstmals zur Luftparade über Tuschino auftauchte, gab es in der Größe und Leistungsfähigkeit kein Gegenstück in anderen Ländern. Und das sollte noch lange so bleiben.

Diese in zahlreichen zivilen und militärischen Varianten gebauten Hubschrauber errangen so viele internationale Höhen-, Strecken- und Zuladungsrekorde, daß man sie hier gar nicht alle aufzählen kann. Längst haben die Mil-Hubschrauber der ersten Generation ihre Nachfolger gefunden: Aus dem Mi-1 entstand der Mi-2, aus dem Mi-4 der Mi-8 und aus dem Mi-6 wurden der Mi-10 und der Mi-10K entwickelt. Alle diese Hubschrauber – ob die älteren mit Kolbenmotor oder die neueren, die durchweg mit Turbinen ausgerüstet sind – haben trotz unterschiedlicher Größe, Trag- und Leistungsfähigkeit eine äußere Gemeinsamkeit: Sie sind mit einer Trag- und einer Heckschraube ausgestattet, die zum Ausgleich des von der Tragschraube verursachten Drehmomentes dient. Nur einmal ging Dr. Mil von diesem Schema ab, beim bisher größten Hubschrauber der Welt, dem vielbeachteten M-12. Schon mit dem Prototyp W-12 wurden Rekorde aufgestellt. Am 22. Februar 1969 erreichte er mit einer Nutzlast von 31030 kg die Höhe von 2950 m. Dieser Hubschrauber wird von zwei Tragschrauben fortbewegt, die sich auf seitlichen Auslegern befinden und von je zwei Turbinen angetrieben werden.

Der neueste Typ aus dem Hause Mil ist der bewaffnete Mi-24, ein schneller Hubschrauber, der, wie in der Fachpresse der ČSSR berichtet wird, besonders für Erdkampfaufgaben geeignet ist. Mit ihm setzten die Konstrukteure das Lebenswerk ihres Generalkonstrukteurs fort.

Oberstleutnant W. Kopenhagen



Staffel Mi-8 beim Landen

Admiralsantwort auf Matrosenkritik

Unabhängig von seiner Leserzuschrift hatte sich Matrose Jürgen Kühne in der öffentlichen Sprechstunde auch an seinen Kommandeur gewandt. Eine Prüfung der von ihm kritisierten Unzulänglichkeiten in der Wachgestellung ergab, daß in der Dienstorganisation eine Reihe von Mängeln bestanden. Sie wurden inzwischen beseitigt. Die Wache wurde verstärkt und die Bereitstellung warmen Essens gewährleistet; die Landgangszeiten wurden entsprechend den Bedürfnissen der Matrosen geregelt. Die Genossen erklärten ihr Einverständnis zu den Maßnahmen.

Konteradmiral Scheffler



Unsere Anschrift:
Redaktion „Armee-Rundschau"
1055 Berlin, Postfach 46130

Um Meter und Sekunden

Wenn man es militärisch sieht – was ist da eine Sekunde wert?

Holger Töglich, Lübz

Im modernen Gefecht viel. Sie kann über Leben und Tod, Sieg oder Niederlage entscheiden. In einer Sekunde kann der Soldat sieben Schuß aus der MPi abgeben, legt ein Panzer 10 bis 15 m zurück, fliegt ein Jagdflugzeug 550 bis 700 m, eine Rakete 7500 m.

Soldaten in Kanada

Wie stark sind eigentlich die kanadischen Streitkräfte?

Gerd Mahler, Frankfurt/Oder

Der NATO-Staat unterhält bei einer Gesamtbevölkerung von 22,3 Millionen eine Armee von 83000 Mann. Davon dienen 33000 in den Landstreitkräften, 36000 in der Luftwaffe und 1400 in der Flotte.

Pünktlichkeit ist eine Zier

Im Einberufungsbefehl wird jedem mitgeteilt, bis wann er in seinem Truppenteil sein muß. Leider treffen einige Wehrpflichtige erst im letzten Augenblick oder gar zu spät ein. Wer pünktlich war, muß dann meist auf die Bummelanten warten, ehe mit den Anmeldeformalitäten begonnen werden kann. Also Leute, sputet euch!

Feldwebel Hans-Udo Bischoff

Eine LOK(kende) Liga

Welche Aufgaben hat die polnische Liga für Landesverteidigung (LOK)?

Marianne Obraski, Luckenwalde

In ihren 36000 Zirkeln, mit denen 2,3 Millionen Mitglieder erfaßt werden, wirkt sie für die wehrpolitische Erziehung und vormilitärische Ausbildung der Jugend sowie die Heranbildung von Spezialisten, z. B. der Anwärter für die Unteroffiziersschulen. Ferner leistet sie einen Beitrag zur politischen, organisatorischen und Schulungsarbeit der Reservisten der Polnischen Armee.

Keine Ruhe vor Seite 100

Die AR ist prima. Das muß jeder zugeben. In unserer Klasse ist sie ganz groß angesehen. Oft diskutieren wir darüber auch in der FDJ. Mir gefallen besonders die Beiträge über Gerd und Gerda, der Postsack sowie die Berichte und Reportagen über die anderen Bruderarmeen. Alles ist so aufeinander abgestimmt, daß man das ganze Heft lesen muß, ehe man zur Ruhe kommt.

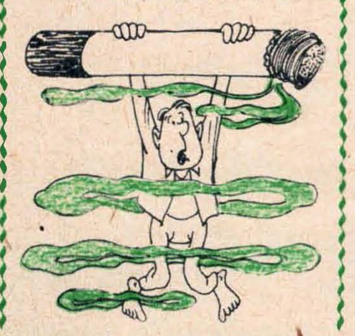
Sybille Gloszat, Laucha

Rauche dich marschbereit?

Bei längeren Märschen während der Grundausbildung legten die Ausbilder zwischendurch Rauchpausen ein. Warum aber gerade Pausen zum Rauchen? Wäre nach den Anstrengungen eine kurze körperliche Auflockerung mit Atemgymnastik nicht angebrachter? Überhaupt finde ich, daß bei der NVA noch viel zuviel geraucht wird.

Soldat Hoffmann

An die Diskussions-Front, all Ihr Nichtraucher und Raucher: Wie steht's mit den Rauchpausen und wie steht Ihr zur Soldat-Hoffmann-schen Meinung? Auf Zuschriften warten der (rauchende) Chefredakteur und der (nichtrauchende) Leserbriefredakteur.

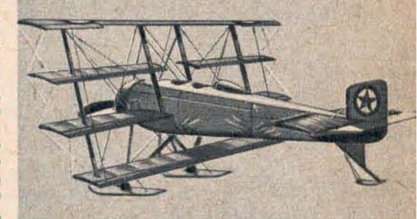


Sorgen mit der Schützenschnur

Kurz vor Abschluß seiner Dienstzeit bei den Grenztruppen schrieb mein Sohn voller Freude, daß er die Schützenschnur mit lauter Einsen geschafft habe. Als ich sie zuhause sehen wollte, hatte er sie nicht. Muß er nun darauf verzichten oder kriegt er sie nachgeschickt?

Ingeborg Müller, Eisenach

Wenn er die Bedingungen erfüllt hat, hat er ein Recht darauf. Er sollte sich schriftlich an den Kommandeur seines Truppenteils wenden.



Ein Opa der MiGs

In der sowjetischen Luftfahrtgeschichte soll es auch ein Flugzeug mit vier Tragflächen gegeben haben.

Lutz Wagner, Ludwigslust

Das war ein zweisitziges Schul- und Aufklärungsflugzeug. Es war von dem Ingenieur W. Saweljew für die noch im Aufbau befindlichen Fliegerkräfte der jungen Roten Armee entwickelt und 1923 erprobt worden. Es erreichte eine Geschwindigkeit von 164 km/h und eine praktische Gipfelhöhe von 3500 m.

Zapfenstreich

Wann ist in der Armee Zapfenstreich?

Silke Liebig, Gera

In der Regel um 22.00 Uhr

Coloristisches

Das Farbfoto von der MiG im Januarheft war einfach großartig. Weiter so!

Uwe Lässig, Wutha

Nützliche Erfahrungen

Nach zwölf Dienstjahren beende ich nun meinen aktiven Wehrdienst und nehme ein Pädagogikstudium auf. In dieser Zeit habe ich viele Erfahrungen gesammelt, die mir sehr nutzen werden. Auch in der wehrpolitischen Erziehung der Schüler werde ich besser arbeiten können. Weiß ich doch aus eigenem Erleben, worauf es ankommt.

Stabsfeldwebel Werner Wieczorek



Spur der leeren Konservendosen?

Übungen unserer NVA-Einheiten erfordern auch eine gute Truppenversorgung. Beim raschen Aufbruch bleiben dann mitunter Küchenabfälle, Papier oder leere Konservendosen liegen. Deshalb meine Bitte an Soldaten wie an Kommandeure: Sorgt dafür, daß man euern Marschweg nicht an dem zurückgelassenen Müll verfolgen kann!
VP-Obermeister Ulrich, Semlin

Bemerken möchte ich . . .

. . .daß unsere Walzwerker, die in der NVA dienen, ihren militärischen Auftrag sehr gut erfüllen. Das beweisen viele Briefe von Kommandeuren. Die Leistungen dieser Kollegen in der Ausbildung sowie bei der sozialistischen Wehrerziehung werden durch betriebliche Auszeichnungen gewürdigt.
Leutnant d. R. Manfred Mehlfeld, VEB Walzwerk Eberswalde-Finow



Partisanen

Am Sieg der Sowjetunion über den Faschismus hatten doch auch viele Partisanen großen Anteil. Wieviel davon gab es?
Soldat Jens-Uwe Braun

Die sowjetische Partisanenbewegung hatte einen tiefen Volks- und Massencharakter. Nach unvollständigen Angaben kämpften in den besetzten Gebieten der RSFSR über 260000, in der Ukraine 220000 und in Belorußland rund 374000 Partisanen. Dazu kamen Zehntausende in Lettland, Litauen und Estland.

Briefbeschwerden

Es geht um die Briefumschlag-Verzierungen von S. Syring aus Dreden, die AR im Heft 1/75 zur Diskussion gestellt hat. Hier erste Meinungen:

Das ist kitschig. Von mir aus soll man die Briefe innen bemalen und bekleben, aber die Umschläge? Ich bin nicht dafür.
Helmut Drechsler, Leipzig

Laßt doch den Leuten, ob nun Mädchen oder Soldaten, die Freude!
Gisela Werz, Bernau

Soldatenleben und Trennung sind doch nicht immer eitel Freude. Da kann schon ein buntbemalter Brief ein bißchen Farbe reinbringen.
Ute Budach, Kyritz

Wenn die Post solche Briefe annimmt und befördert, hat auch kein Hauptfeldwebel das Recht, sich darüber zu mokieren.
Unteroffizier Höhnke

„Verzierungen" dieser Art zeugen von absoluter Geschmacksverirrung.
Soldat Bruno Köllner

Urlaubsgesuch mit Begründung?

Muß ein Urlaubsgesuch schriftlich begründet werden?
Unteroffizier Rainer Thümmel

Bei Erholungsurlaub nicht. Wollen Sie aus besonderem Anlaß Sonderurlaub beantragen, so müssen Sie das selbstverständlich begründen.

Zwei ausgesprochen große . . .

. . .Soldaten oder Matrosen sollen es sein, die sich Karin und Elena als Briefpartner wünschen. Beide Mädchen sind lebenslustig, sport- und musikliebend und zu erreichen unter: Elena Witt, 2001 Groß-Nemerow, LWH, Zimmer 15. Mit einem Berufssoldaten möchte sich Verena Wilknitz, 4212 Schkopau, Leninstr. 2 schreiben. Nett, nicht unter 25 und 1.70 m sowie aus dem Raum Dresden soll der Armeeangehörige sein, auf dessen Post Eva-Maria Graul (25/1.65) und ihr dreijähriger Sohn in 8122 Radebeul, Augustusweg 33 wartet. Soldatenpost mit Bild wünschen sich Heide (21/1.65) und Ingrid (20/1.68), zwei Unteroffizierinnen; sie sind über die Adresse von I. Müller, 324 Haldensleben, Straße der DSF 28 zu erreichen. Und schließlich sucht Eva Berthold, 90 Karl-Marx-

ar

10000 Mark

. . . sind in dem großen AR-Preisausschreiben zu gewinnen, das im nächsten Heft beginnt. Zum 30. Jahrestag der Befreiung veröffentlichen wir als erstes Presseorgan unserer Republik einige Auszüge aus dem Kriegstagebuch von Konstantin Simonow. AR-Reporter begleiteten eine motorisierte Grenzstreife, besuchten eine NVA-Singegruppe und sahen sich in der Sportgruppe einer Nachrichtenkompanie um. In der Waffensammlung stellen wir die legendären „Katjuschas" vor. Ein zehnseitiges Waffenbrüdermagazin macht mit allen sieben Armeen des Warschauer Vertrages und ein militärtechnischer Bildbericht mit den Waffen ihrer Landstreitkräfte bekannt. Wir geben Kuddeldaddeldu das Wort und informieren über die gesundheitliche Betreuung in der NVA. Soldaten schreiben für Soldaten und Leser diskutieren über Leserbriefe. In Farbe auf den Mittelseiten: Das Bild einer Fla-Raketen-Stellung.

Stadt, Julian-Marchlewski-Str. 28 einen Berufssoldaten, nicht unter 22/1.75 und mit Interesse für Theater und Bücher, als Briefpartner; sie selbst ist 18 Jahre alt und 1.66 m groß.

Aktueller Oberst



Ihr solltet solche Berichte wie den über den Kundschafter Oberst Abel (AR 11–12/74) öfter bringen. Sie sind hochinteressant und tragen zur patriotischen Erziehung bei. In unserer Familie wird die AR von vorn bis hinten gelesen. Da wir das Soldatenmagazin schon seit vielen Jahren kennen, können wir mit der entsprechenden Urteilskraft sagen, daß sie mit unserer Republik gewachsen ist.
Martin Händler, Dessau

Vertauschtes

Durch einen Fehler in der Druckerei wurde in Heft 3/75 auf den Seiten 82–83 der Text vertauscht. Wir bitten dies zu entschuldigen.

AR-Markt

BIETE:
AR 5 bis 12/73 ohne Typenblätter für je 0.50 M; „Flieger-Revue" 7 bis 12/71 für je 0.50 M; Sportalmanach 1961 und 1963 bis 1970 für je 2.50 M; Pionierkalender 1964, 1966 bis 1970 für je 1.50 M
Gerold Möller, 6308 Gräfinau-Angstedt, Ilmenauer Str. 77

Typenblätter aller Waffengattungen aus AR und „Militärtechnik" der Jahrgänge 1966 bis 1969, tausche auch gegen solche der Jahrgänge 1971 bis 1974. Suche die Bände I bis III der „Flugzeuge aus aller Welt" von Heinz A. F. Schmidt.
Frank Hommel, 8921 Sproitz Nr. 33

AR-Typenblätter, außer von Raumflugkörpern, der Hefte 3, 9 und 10/71, 1 und 3/72, 2 und 8 und 12/73.
Helfer, 5812 Waltershausen, Heinr.-Heine-Str., Block 3, Eing. 3

AR 6 bis 12/71 sowie Jahrgänge 1972, 1973 und 1974 mit Typenblättern gegen Bezahlung.
Roland Kaiser, 9126 Mittelbach, Pflockenstr. 11 bei Franke

AR-Jahrgänge 1967 und 1968. Suche Schiffsmodell-Baupläne.
Fritz Braune, 34 Zerbst, Magdeburger Str. 24

AR-Jahrgänge 1965 bis 1974 zum Verkauf.
Hans Schneider, 58 Gotha, Ostheimerweg 7

Rohrlänge mal Kaliber

Was bedeuten bei Artilleriewaffen solche Bezeichnungen wie 7,5-cm-Pak 40 L/46?
Soldat G. Brümmer

Das ist die Rohrlänge in Kalibern. Sie ist in Ihrem Beispiel wie folgt zu verstehen: 7,5 cm (75 mm) Pak = Panzerabwehrkanone, Kaliber 75 mm. 40 L/46 = Entwicklungsjahr 1940. Rohrlänge 46 × 75 mm = 3450 mm.



Gut Schuß mit „Visier"

Wann in jedem Monat kommt die neue GST-Zeitschrift „Visier" an den Zeitungskiosk?
Gerold Möller, Gräfinau-Angstedt

Für Interessenten am Sportschießen und an der Waffenkunde gedacht, ist sie jeweils in der Mitte des Monats zu haben.

Vertrauensselige Gerda?

Da läßt sie sich mit diesem Blonden ein und steigt in dessen Wagen (AR 11/74). Und dann träumt sie noch vor sich hin, während der junge Mann die Situation ausnutzen will. Endlich, als er ihr zu nahe rückt, reagiert sie. In letzter Sekunde!
Gefreiter d. R. Ernst Draheim, Leipzig

Marschallstern

Seit November 1974 werden in der Sowjetarmee auch die Armeegenerale mit dem Marschallstern geehrt. Was ist das?
Leo Meinhard, Vinzelberg

Ein goldener, fünfstrahliger Stern, der an einem Halsband getragen



wird. Zusammen mit einer Urkunde des Präsidiums des Obersten Sowjets der UdSSR wurde er ab 1940 zunächst den Marschällen der Sowjetunion und seit 1943/44 auch den Hauptmarschällen und Marschällen der Waffengattungen bzw. der Flieger überreicht. Nunmehr erhalten ihn auch die Armeegenerale.

Harnack hieß der Vorsitzende

Wir suchen ehemalige Pioniere und Schüler unserer Oberschule. Dabei erfuhren wir, daß der erste Freundschaftsratsvorsitzende, der damalige Schüler Harnack, schon seit Jahren Offizier unserer Volksarmee sein soll. Aber wo steckt er? Um seinen Entwicklungsweg zu erfahren, bitten wir ihn darum, sich bei uns zu melden. Wir würden uns freuen, auch von anderen früheren Bebel-Schülern, die jetzt ihren Wehrdienst verrichten, Nachricht zu bekommen.
Irene Gotthardt, 7264 Wermsdorf, August-Bebel-Oberschule

Mit Windjammer um Kap Hoorn

Ein sowjetisches Segelschulschiff trägt den Namen „Krusenstern". Woher hat es ihn?
Obermaat H.-J. Klöhn

Die Benennung erfolgte nach dem Seeoffizier I. F. Krusenstern, der zusammen mit J. F. Lisjanski von 1803 bis 1806 die erste russische Weltumsegelung vornahm.



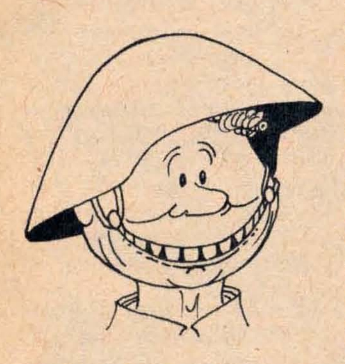
Zöpfe über Bord

Woher kommen eigentlich die Mützenbänder der Matrosen?
Jana Michauk, Elsterberg

Ihr Ursprung geht weit zurück. Bis in das 19. Jahrhundert hielt sich z. B. in der britischen Marine der Brauch, an Bord geteerte oder geölte Zöpfe zu tragen; Offiziere waren an weißgepuderten Perücken erkennbar. Als man die Zopfmode über Bord warf, traten an ihre Stelle in verschiedenen Flotten die heute bekannten schwarzen Mützenbänder.

Humor unterm Helm

Humor bringt Freude und Schwung. Er zeigt die kleinen menschlichen Schwächen in netter, gut verdaulicher Art. Wer sich humorlos zeigt und glaubt, Autorität nur mit bittersaurer Miene erreichen oder gar erzwingen zu wollen, kann in der AR lesen, daß die heitere Seite auch im Soldatenalltag ihre Berechtigung hat. Besonders auf den Seiten „Soldaten schreiben für Soldaten" erwarte ich auch künftig recht gut pointierte humorvolle Geschichten, Gedichte und vielleicht auch Kabarett-Texte.
M. Blahowsky, Potsdam



Liebe oder Liebelei?

Ilona hat eine wichtige Frage aufgeworfen (Heft 2/75). Einige Soldaten sagten mir: „Wenn ich mal eine andere küsse, gehe ich noch lange nicht fremd. Weiß ich denn, was meine Frau oder Freundin macht?" Nein, sie wissen es nicht. Und deshalb verstehe ich die Soldaten. Welches Mädchen wartet denn heute noch eineinhalb oder gar drei Jahre? Man kann sie doch zählen. Warum? Na, wenn die Mädchen mal tanzen gehen und sie lernen einen jungen Mann kennen, denken sie, daß es die große Liebe ist und trennen sich von ihrem Soldaten oder gehen fremd. Und so entstehen viele Probleme.
Ilona Bischoff

Vignetten: Klaus Arndt (3)

IM APRIL IN DEN KINOS



Jakob der Lügner

Diese Gemeinschaftsproduktion zwischen der DEFA und dem DDR-Fernsehen hatte im Dezember 1974 seine Premiere auf dem Bildschirm. Damals schrieb ein Kritiker als zusammenfassende Schlußbemerkung: wer „Jakob den Lügner" nur auf dem kleinen Bildschirm, dazu noch schwarzweiß, gesehen habe, habe ihn nur halb gesehen. Dem kann man nur zustimmen. Dieser Farbfilm von Frank Beyer, nach dem gleichnamigen Roman von Jurek Becker, ist ein Film, den man sich unbedingt im Kino ansehen sollte. Er enthält eine Vielzahl schöner poetischer Passagen, über die nachzudenken sich lohnt. Dazu kommen hervorragende schauspielerische Leistungen, sehenswert vor allem Vlastimil Brodsky und Erwin Geschonneck als Freundespaar in guten und in bitteren Zeiten, sowie Manuela Simon als das Mädchen Lina. Frank Beyers Regie ist leise, unaufdringlich und zeigt scheinbar ganz Alltägliches. Der Film macht menschliche Größe sichtbar, entdeckt neben der Tragik des Ghetto-Lebens die Komik, z. B. wenn Jakob sich auf das „arische" Herzhäuschen schleicht weil dort eine Zeitung liegen muß, die er dringend braucht..., und Frank Beyer macht bei jeder komischen Situation zugleich die Gefahr der Katastrophe spürbar.
Die Geschichte spielt 1944 irgendwo in einer ostpolnischen Stadt. Durch Zufall hört Jakob Heim aus dem Radio des Gestapo-Reviers, daß die Rote Armee bereits bei Bezanika kämpft. Darf er diese gute Nachricht für sich behalten? Er tut es nicht und rettet damit seinem jungen Freund Mischa das Leben. Am Abend aber weiß bereits das ganze Ghetto vom Näherrücken der Roten Armee. Woher aber weiß Jakob es? Wenn er die Wahrheit sagt, wird ihm niemand glauben, weil noch kein Jude lebend das Gestapo-Revier verlassen hat, es sei denn, er war ein Spitzel. Also behauptet Jakob er habe – was bei Todesstrafe verboten ist – ein Radio versteckt. Jakob übersieht bei dieser schnell erfundenen und bereitwillig geglaubten Lüge aber, daß er nun täglich gefragt werden wird, beispielsweise wie der weitere Vormarsch der Roten Armee aussieht, wie es dem Sänger Jan Kiepura ginge, was Churchill zur internationalen Lage zu sagen habe. So gerät der stille, bescheidene Jakob, einst ein berühmter Kartoffelpufferbäcker, in die absurdesten, gefährlichsten und komischsten Situationen. Eines aber erreicht seine Lüge: seit diesem Tage schöpfen die Menschen im Ghetto neuen Mut, begeht niemand mehr Selbstmord...
Hb.

Königskinder. Wiederaufführung eines alten DEFA-Films, ebenfalls unter der Regie von Frank Beyer.

Der heißeste Monat. Ein sowjetischer Farbfilm nach dem Bühnenstück „Stahlschmelzer". AR stellte ihn bereits im November 1974 anläßlich seiner Aufführung beim „Festival des sowjetischen Kino- und Fernsehfilms", vor.

Ohne Furcht. Dieser sowjetische Film aus dem Studio Kirgisfilm führt in das Jahr 1927 zurück, als 60 Kilometer von Taschkent in einem Kischlak ein junges Mädchen ermordet wurde, weil es gewagt hatte, ihr Gesicht allen ohne Schleier zu zeigen.

Söhne des Feuers und **Schneefall.** Zwei ungarische Filme, deren Handlung im zweiten Weltkrieg spielt und die Frage nach dem Sinn des Kampfes und des Widerstandes stellt.

Feuerschein über der Drava. Ein großangelegter bulgarischer Film, der vom Einsatz eines Kommunisten in der Armee berichtet, in der 1944 noch meist nationalistisch gesinnte Offiziere die Befehlsgewalt haben.



Was 45 geschah...

... ist bekannt. Auch durch Bilder wie diese. Solche Fotos gingen vor 30 Jahren um die ganze Welt – Rotarmisten schreiben ihre Namen an die rußgeschwärzten und von Splittern zerhackten Mauern der Reichstagsruine in Berlin.

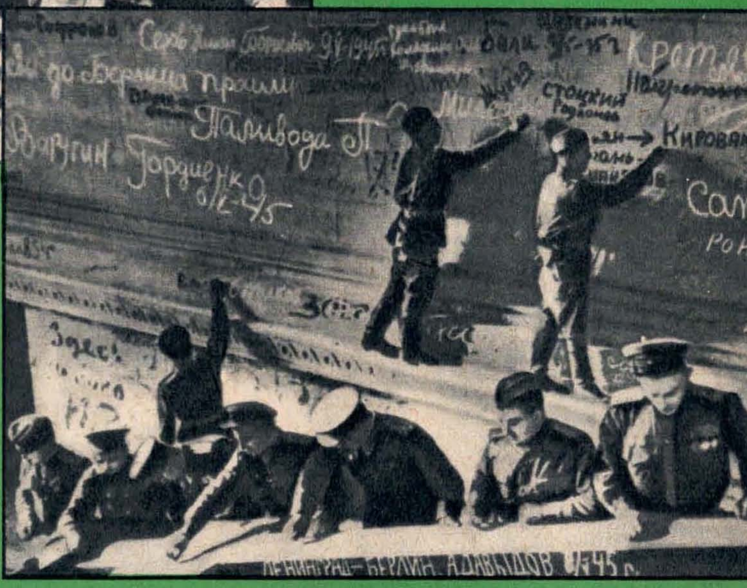
Am 30. April war es dem Sergeanten Michail Jegorow und dem Gefreiten Meliton Kantarija von der 150. Schützendivision gelungen, auf der Kuppel des Gebäudes die rote Fahne zu hissen. Doch die Kämpfe in und um den Reichstag waren noch nicht beendet.

Es war am Abend des nächsten Tages. Für die MG-Kompanie des 1. Bataillons des 674. Schützenregiments dieser Division trat eine Kampfpause ein. Kompaniechef Hauptmann Sabid Chachow unterhielt sich mit dem Parteiorganisator des Bataillons. Er meinte: „Heute ist der 1. Mai. Wir sollten ein Andenken an diesen Tag hinterlassen." Daraufhin machte der Politoffizier den Vorschlag, doch an der Mauer des Reichstages die Namen der tapfersten Soldaten zu verewigen. Und Hauptmann Chachow meißelte die Namen der MG-Schützen Pjotr Agarkow und Iwan Jermakow ein. „Sie schlugen hier am 1. Mai die Faschisten", fügte er hinzu.
Möglich, daß das die erste Inschrift am Reichstag war. Jedenfalls wurde es in den nächsten Tagen zu einem regelrechten Ritual, sich an den Mauern der Ruine einzutragen.
Von Moskau bis Berlin, Major Jakowlew; Platow, Sergeant, Kursk–Berlin; Stalingrad–Berlin, Bryslagow. Können wir uns heute überhaupt noch vorstellen, was sie durchgestanden haben, bevor sie ihre Namen am Reichstag eintrugen? Was sie in jenen Tagen empfunden haben? Wahrscheinlich können wir's nur ahnen.
Am 22. Juni 1941 hatten die Faschisten mit fast doppelter Überlegenheit in der Mannschaftsstärke, mit anderthalbfacher Überlegenheit an Panzern und mit dreifacher Überlegenheit an Kampfflugzeugen ihre sozialistische Heimat hinterhältig überfallen.
Bryslagow z. B. war damals Leutnant. Er diente an der Westgrenze, in der Stadt Lida, bei der Fliegerabwehr. Sie hatten sich in die Tiefe ihres Landes zurückziehen müssen. Doch sie gaben nie auf. Und wenn das Wort Heldentum zutrifft, dann für den Kampf der Rotarmisten.
„Die Nachrichten von der Front bestätigten, daß die Russen bis zum letzten Mann kämpfen", schrieb der Generalstabschef des faschistischen Heeres, General Halder, nach der ersten Woche des imperialistischen Raubkrieges gegen die UdSSR in sein Tagebuch.
Pawel Bryslagow und seine Genossen waren bei Wjasma eingekesselt worden, waren ausgebrochen und hatten den Kampf fortgesetzt. In der 35. Gardeschützendivision nahm er an der Zerschlagung der faschistischen Truppen bei Stalingrad teil, war bei der Befreiung des Donezbeckens und Charkows dabei. Anfang 45 sicherte er mit seinen Flakartilleristen an einer Übersetzstelle in der Nähe Küstrins den Übergang sowjetischer Truppen über die Oder gegen die pausenlosen Angriffe faschistischer Fliegerkräfte. Sein Kampfweg endete am Reichstagsgebäude, an dessen Wand er schrieb: „Stalingrad–Berlin, Bryslagow." Er diente dann noch fast 20 Jahre in der Sowjetarmee, bevor er in Wolgograd die Leitung eines Dienstleistungskombinats übernahm.
Auch der spätere Obermeister I. Gussew aus dem Moskauer Betrieb „Elektrostahl" hatte sich



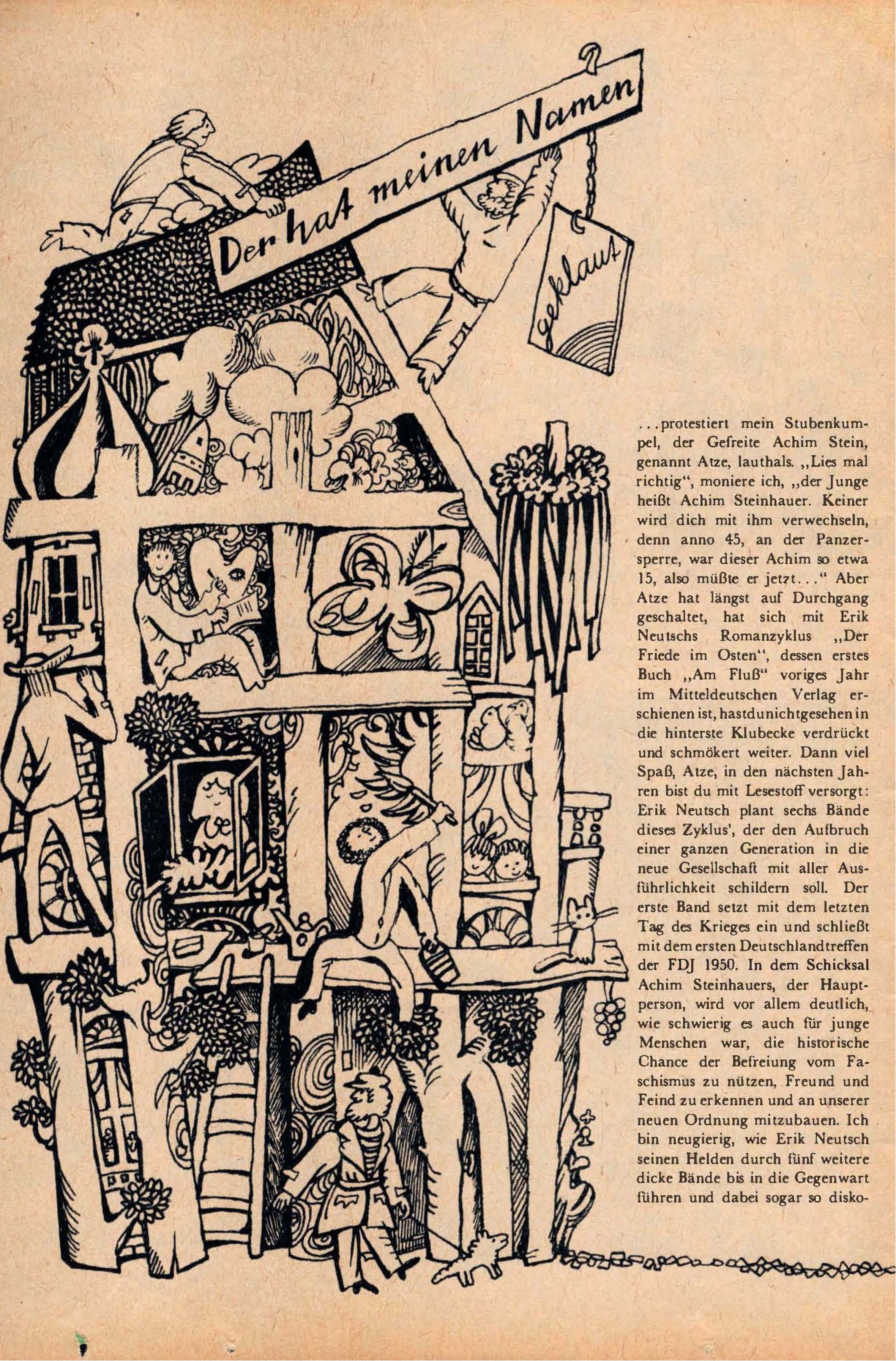


schrieb der ehemalige Frontberichterstatter Jewgeni Dolmatowski. Doch, wie wir heute wissen, war der Sieg nicht nur Urteil. Er gab auch den Start frei für eine neue Zeit.
Und ich finde, das sind noch nicht einmal zu große Worte. Wie sich nämlich herausstellte, haben auch die Imperialisten die Eintragungen am Reichstag genau in diesem Sinne verstanden. Als sie sich 60/61 anschickten, mit 'nem Marsch der Bundeswehr durchs Brandenburger Tor rückfällig zu werden, hielt man in Westberlin auch die Zeit für gekommen, die Fassade des Reichstages zu renovieren. Dabei sollte wohl vor allem das Urteil über die faschistischen Aggressoren vernichtet, die Unterschriften der Sieger ausgelöscht werden. Doch beides gelang ihnen nicht so recht.



am Reichstag eingetragen. Er erzählt: „Seit den ersten Kriegstagen war ich an der Front. Ich nahm an der Verteidigung von Mogilew teil, stand in den Reihen der Verteidiger Moskaus. Für uns war es nicht leicht – aber auch damals, in jenen schweren Stunden, wußten wir: Unsere Sache ist gerecht, wir werden siegen!"
Und er berichtet weiter: „Ich nahm am Durchbruch der faschistischen Blockade Leningrads teil, an der Befreiung der baltischen Unionsrepubliken, ging durch das brennende Warschau, war beim Durchbruch der gegnerischen Verteidigung an der Oder dabei und kämpfte in den Vororten und im Zentrum Berlins. Und dann begann der Sturm auf den Reichstag. Es war ein fürchterlicher Todesstreifen, den wir überwinden mußten. Nach dem Sieg trugen sich die Soldaten an den Säulen und an den Wänden des Reichstages ein. Dort war auch meine Inschrift: ‚Wir sind aus Rjasan'."
„Dem deutschen Volke", stand über dem Portal des Reichstages. Und darunter schrieben die Sieger über den Faschismus nun ihre Namen wie unter ein bedeutsames Dokument. „Unser Sieg erschien als Urteil über den deutschen Faschismus, und die Teilnehmer an der Schlacht setzten ihre Unterschriften wie Richter unter dieses Urteil", Wir sicherten unsere Grenze. Und westberliner Kommunisten gelang es, einige der Steinplatten zu retten. Sie stehen heute im Zentralen Museum der Sowjetischen Streitkräfte.
Allerdings, so glaube ich, brauchen wir nicht erst nach Moskau zu reisen, um an unsere militärischen Verpflichtungen aus der historischen Chance des Jahres 45 erinnert zu werden.

Oberleutnant K.-H. Melzer



...protestiert mein Stubenkumpel, der Gefreite Achim Stein, genannt Atze, lauthals. „Lies mal richtig", moniere ich, „der Junge heißt Achim Steinhauer. Keiner wird dich mit ihm verwechseln, denn anno 45, an der Panzersperre, war dieser Achim so etwa 15, also müßte er jetzt..." Aber Atze hat längst auf Durchgang geschaltet, hat sich mit Erik Neutschs Romanzyklus „Der Friede im Osten", dessen erstes Buch „Am Fluß" voriges Jahr im Mitteldeutschen Verlag erschienen ist, hastdunichtgesehen in die hinterste Klubecke verdrückt und schmökert weiter. Dann viel Spaß, Atze, in den nächsten Jahren bist du mit Lesestoff versorgt: Erik Neutsch plant sechs Bände dieses Zyklus', der den Aufbruch einer ganzen Generation in die neue Gesellschaft mit aller Ausführlichkeit schildern soll. Der erste Band setzt mit dem letzten Tag des Krieges ein und schließt mit dem ersten Deutschlandtreffen der FDJ 1950. In dem Schicksal Achim Steinhauers, der Hauptperson, wird vor allem deutlich, wie schwierig es auch für junge Menschen war, die historische Chance der Befreiung vom Faschismus zu nützen, Freund und Feind zu erkennen und an unserer neuen Ordnung mitzubauen. Ich bin neugierig, wie Erik Neutsch seinen Helden durch fünf weitere dicke Bände bis in die Gegenwart führen und dabei sogar so disko-

beflissene Leser wie meinen Kumpel Atze fesseln will.
Günter Görlich verspricht keine Fortsetzung seines neuen Romans „Heimkehr in ein fremdes Land" (Verlag Neues Leben). Sein Hauptheld heißt übrigens tatsächlich mit Nachnamen Stein, mit Vornamen aber Martin (und nicht etwa Atze). Görlichs Martin ist um einiges älter als Neutschs Achim. Martin Stein lernt das größe Umdenken schon in einem Kriegsgefangenenlager im Ural, und zwar so gründlich, daß er sich – im Unterschied zu seinem Lehrer, dem Antifa-Funktionär Werner Morenz – einen festen Klassenstandpunkt erobert. Der feige Mord, dem sein väterlicher Freund, der Kommunist Arthur Hüttenrauch, zum Opfer fällt, raubt ihm die letzten Illusionen über den Gegner. Als junger Volkspolizist besteht Martin seine Bewährungsprobe. Hohe Wachsamkeit oder entgegenkommendes Vertrauen, gedulige Erziehung oder konsequente Gewaltanwendung – Günter Görlich versteht es, in seinem Roman solche Alternativen künstlerisch zuzuspitzen und läßt auch die äußere Spannung nicht zu kurz kommen.
Da gerade von Spannung die Rede ist, möchte ich den historischen Abenteuerroman „Katastrophe vor Gibraltar" von Hans Ahner (Verlag Neues Leben, BASAR-Reihe) anmerken. Erzählt wird von dem heldenhaften Einsatz polnischer Partisanen und des Flugzeugführers Oberleutnant Jan Kaminski bei der Entführung einer faschistischen V-Waffe, und mit dieser Handlung wird das Schicksal des bekannten Generals Sikorski bis zu seinem rätselhaften Tod verknüpft.
Und noch etwas zum Stichwort „Spannung": Roter Pfeil zerschmettert Hakenkreuz – das ist das Signet der „Bibliothek des Sieges", deren erste Bücher, darunter Bondarews „Heißer Schnee" und Apitz' „Nackt unter Wölfen", in diesen Wochen auf dem Büchermarkt erscheinen. Wir sind gespannt auf die ersten Früchte dieses internationalen verlegerischen Gemeinschaftsunternehmens zum 30. Jahrestag des Sieges über den Faschismus. Wir – das sind Leser und Freunde, das sind auch Soldaten und Waffenbrüder in sieben sozialistischen Ländern. Die sozialistische Integration, politisch, ökonomisch und militärisch mit Fakten und Ziffern leicht belegbar, wird mit den 35 Büchern, die bis 1980 in der „Bibliothek des Sieges" erscheinen werden, einen deutlichen kulturpolitischen Akzent erhalten. Mein Freund Nikolai im „Regiment nebenan" wartet ebenso wie ich voller Interesse auf das erste Buch, das wir – jeder für sich und doch gemeinsam – erhalten werden...
Nun ein Wort über einige neue Bücher von jenem Frontabschnitt der Literatur, in dem – jedenfalls behauptet das J. G. Herder – „das Bittere süß wird". Es wird lyrisch, Leute, aber das will noch gar nichts besagen, denn die Handschriften der Poeten sind bekanntlich sehr verschieden. Bei Wolfgang Tilgner zum Beispiel („Das älteste Handwerk", Mitteldeutscher Verlag) wird frech-frei und durchsichtig-hintergründig mit holzschnittartiger Bildhaftigkeit geplaudert über das ewige Thema Nummer Eins aller Gedichtemacher (und nicht nur dieser). Hingegen bietet sich Heinrich-Heine-Preisträger, Beattexter und Pfeifenraucher Jens Gerlach („Der See") in konsequenter Kleinschreibung, stets angel- und autoverbunden sowie ab und an bissig bis zur Bitterkeit (die nicht süß wird). Dieter Muckes erstes Lyrikbändchen („Wetterhahn und Nachtigall") enthält neben anderen auch sehr gelungene Gedichte für Kinder, und gerade das, was mir bei diesen als verspielte Schlichtheit gefällt, stört mich als naive Manier bei anderen, weil es über die „kleine Unvernunft" hinausgeht, die Kundige dem Gedicht zubilligen. Heinz Kahlau besticht in der Sammlung „Flugbrett für Engel" durch die kristallne Dialektik der Sprache, mit der er seine – und unsere – Anliegen vorträgt und Merkenswertes entdeckt wie in dem Gedicht „Bauherrenprobleme": „Wir leben in einem Haus, an dem immer gebaut werden muß, ... Wie schon gesagt, weiter nach oben, und wir bauen nach oben, muß jeder Griff sitzen, muß jedes Maß stimmen, muß alles sicher sein."
Die drei zuletzt genannten Bücher sind in der Edition Neue Texte des Aufbau-Verlages erschienen, ebenso eine Sammlung von „Ansichtspostkarten aus der DDR", einige in kleinerem Format schon früher in der Zeitschrift „Weltbühne". Wer allerdings – wie vorhin mein Kumpel Atze, der übrigens immer noch in der hintersten Klubecke sitzt und liest – wer allerdings fragt, ob es sich um 3-D- oder Farbkarten handelt, muß auf die jerewansche Antwort gefaßt sein: Im Prinzip weder – noch; obwohl gerade diese literarischen Reisebilder weder Farbe noch Plastizität vermissen lassen. Verfasser Richard Christ, Heinrich-Heine-Preisträger, überläßt es dem Urteil des Lesers, ob er, „die Kenntnisse seines Landes betreffend, einen Gewinn verbucht." Für mich war in dieser Sache die Bilanz positiv, meint

Euer Leser vom Dienst

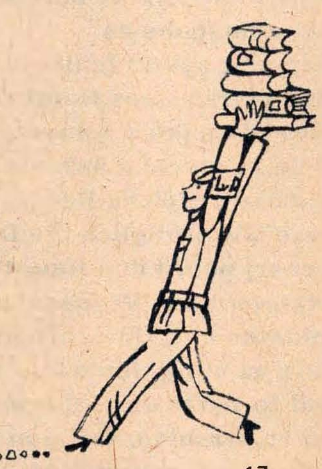


Illustration: Hille Blumfeldt



Ein trockener Augusttag dörrt die Heide noch mehr aus als sie es schon ist. Die Luft flimmert. In Startstellung stehen die Gefechtsfahrzeuge des 2. Feuerzuges. Meter um Meter schieben sich ihnen sechs Panzeratrappen entgegen. Panzer im Angriff auf die Stellungen des Zuges. Die Augen an die Zieloptik gepreßt, den Lenkhebel wie ein rohes Ei in beiden Händen haltend, erwarten drei Lenkschützen die günstigste Schußentfernung zu den „Panzern". Sie bemühen sich, eiskalt zu berechnen und spüren doch ihren Puls wie die Schläge eines Dampfhammers. Da löst sich auf dem rechten Fahrzeug die erste Rakete von der Startschiene, eilt dem Ziel entgegen und verfehlt es. Erst die zweite trifft. Die erste Rakete des mittleren Fahrzeuges trifft ihren „Panzer", aber die zweite verfehlt ihr Ziel. Gefreiter Gotsch auf dem linken Gefechtsfahrzeug erreicht mit

Die

Denken Sie nicht, daß Hauptfeldwebel Fähnrich Pfeufer auf dem Foto die Genossen seiner Batterie peinlichst nach einer abhanden gekommenen Vorschrift befragt. Er hält lediglich die tägliche Dienstausgabe ab.
Nein, mir selbst fehlte sie, als ich daran ging, das Porträt eines Hauptfeldwebels zu schreiben. Gern hätte ich's schwarz auf weiß gehabt, was er da so zu machen hat, als Hauptfeldwebel – welche Pflichten, welche Rechte? Ich fand sie nicht, diese DV. Lediglich die DV 010/0/003 (Innerer Dienst) nennt den Hauptfeldwebel bei den Stellvertretern des Vorgesetzten mit Befugnissen über Soldaten und Unteroffiziere. Was blieb mir anderes übrig, ich nahm sie wörtlich, diese DV. Und forderte die Soldaten der Batterie Glaß auf, mir zu erzählen, wie nun ihr Hauptfeldwebel seine Befugnisse wahrnimmt.

keiner seiner beiden Raketen die Ziele.
Theoretisch gesehen brechen nun noch vier „Panzer" in die Startstellung des Feuerzuges ein. Gelingt es nicht, ihnen mit Nahkampfmitteln den Garaus zu machen – ist das Schicksal des Zuges besiegelt. Praktisch geschieht es so, der Feuerzug erhält eine Fünf. Die Aufgabe ist nicht erfüllt.
Dem Zugführer Leutnant Alisch haut's bald die Beine weg. Sein bester Soldat, Gefreiter Gotsch, versagt, die anderen beiden sind auch nicht besser. Was hatte er selbst falsch gemacht? Er findet keinen klaren Gedanken auf dem Weg zurück in den Bereitschaftsraum vor lauter Grübeln und Selbstvorwürfen.
Dort angekommen, traut Leutnant Alisch seinen Augen nicht. Unter einer Birke steht ein weiß gedeckter Tisch. Brötchen sind da. Fähnrich Pfeufer hält die Teekanne in der

Hand. Er schiebt dem Batteriechef und ihm einen Hocker zu, gießt ein. Der Hauptfeldwebel teilt auch an die Soldaten Tee und Brötchen aus. Leutnant Alisch sieht den Gefreiten Gotsch. Dem Jungen scheint aller Appetit vergangen zu sein. Doch er greift zum Brötchen. Es sieht so aus, als habe Pfeufer etwas zu dem Gefreiten gesagt.

Alle spüren, der kleine Imbiß läßt sie die hohe psychische Belastung des Schießens, der einige von ihnen heute nicht gewachsen waren, leichter ablegen und schneller klare Gedanken fassen, damit sie ihre Fehler erkennen. Auch der Leutnant hat sich wieder in der Gewalt. Ja, die gesamte Batterie ist dem Hauptfeldwebel dankbar. Nur der Uralfahrer der Batterie, der Gefreite Krüger, hat an diesem Tage den Fähnrich anders gesehen.

Kurz vor dem Schießen war der Fähnrich in die Nähe der Startstellung gelaufen. Er hatte es an seinem rückwärtigen Platz nicht länger ausgehalten – seine Batterie schoß. Aufgeregt und vor sich hinschimpfend kam er zurück – und deckte den Tisch für seine Genossen, ihnen so die Ruhe wiedergebend, die sie nun so notwendig brauchten.

♦♦

fehlende DV

Oberstleutnant Gebauer

Sie sagen, er ist zu streng. Und sie haben recht. Er nimmt alle Vorschriften auf das Komma genau, auch die Dienstvorschrift 063/0/001, die Vorschrift über die Bekleidungswirtschaft der NVA. Sie verlangt, daß jeder Soldat seine Unterwäsche, soweit er kann, selbst in Ordnung hält. Das heißt also, Knöpfe annähen, Löcher stopfen, aufgerissene Nähte schließen. Daraus folgert die DV auch, der Wäschetausch hat personengebunden zu erfolgen.

Fähnrich Pfeufer achtet konsequent auf die erste Forderung, er nimmt seinen Soldaten keine Wäschestücke zum Tausch ab, denen Knöpfe fehlen, die Löcher haben oder deren Nähte offen sind. Leider ist sein Arm zu kurz, auch die zweite Forderung für seine Soldaten durchzusetzen. Bei jeder Wäscheausgabe muß er ihnen fremde Hemden und Unterhosen, oft zerrissen, mit fehlenden Knöpfen usw. aushändigen. Als ordentlicher Hauptfeldwebel verlangt er aber bei der Abgabe, daß wieder alle Knöpfe, alle Löcher, alle Nähte usw. usw. Und die Genossen der Batterie Glaß haben recht, ihr Hauptfeldwebel ist zu streng. Die Genossen (auch die AR) bewegt aber zugleich die Frage: Wie lange noch will der Truppenteil die Batterie Glaß als Nähstube für alle seine Unterhosen und Hemden beschäftigen? Sollten nicht bald die verantwortlichen Dienste die o. a. DV durchsetzen?

Die gleiche kommunale Wäscherei, die für die Soldaten wäscht, beliefert auch die Familien der Berufssoldaten. Frau Pfeufer bekommt immer die Wäsche für Frau Pfeufer zurück. Also liegt der Verteilungsfehler in der Kaserne. Vielleicht sollten auch die anderen Hauptfeldwebel so streng wie Fähnrich Pfeufer werden.

♦♦

Zwei Tage und eine Nacht fahren sie schon. Gefreiter Pechstedt ist zum Umfallen müde. Immer wieder reißt er sich zusammen. Doch mit einem Male ist er wach. Die Kühltemperatur hat den Maximalwert überschritten. Es ist was kaputt. Schon läuft der Motor unruhiger. Pechstedt muß aus dem Marschband ausscheren. Er fährt an den Straßenrand. Die Nacht ist dunkel. Als er nach den Verschlüssen der Motorraumhaube tastet, greift er in eine dicke Schicht Morast – der Straßendreck von 36 Stunden Kfz.-Marsch.

Wenig später hat er Gewißheit, die Wasserpumpe arbeitet nicht. Resigniert fällt er auf den Fahrersitz. Den letzten Fahrzeugen der Batterie hat er noch zurufen können, der Panzerwart möge sich um ihn und sein Fahrzeug kümmern.

Nun könnte er schlafen. Die Müdigkeit ist aber wie weggeblasen. Immer wieder starrt Pechstedt in die dunkle Februarnacht. Auf ihn zukommende Lichter lassen ihn hoffen. Wenn sie ihn erreichen, gehören sie aber zu Traktoren, zu den Nachtbussen oder einem Krankenwagen. Da quietschen Bremsen. Dieses Fahrzeug hat er nicht mehr bemerkt, er hatte es aufgegeben zu warten. Einen Ural kann er erkennen, in seinem Schlepp ein Gefechtsfahrzeug des 3. Zuges – der Panzerwart und ein Schlosser? Da sieht Pechstedt den Fähnrich. Kann ihm der Hauptfeldwebel helfen? Pfeufers Geschäftigkeit vertreibt Pechstedts Zweifel.

„Welcher Schaden?" ... „Wasserpumpe!" ... „Sonst alles in Ordnung?" ... „In Ordnung, Genosse Fähnrich!"

Der Fähnrich entscheidet: Lichtmaschine ausbauen und tauschen. „Die Wasserpumpe können wir nicht reparieren, aber die defekte Lichtmaschine auf dem anderen Fahrzeug ersetzen." Als sein Kfz. schon längst an Stelle des Fahrzeuges aus



dem 3. Zug hinter dem Ural hängt, wundert sich Gefreiter Pechstedt noch, mit welcher technischen Sachkenntnis Fähnrich Pfeufer gehandelt und entschieden hat. Von zwei ausgefallenen Fahrzeugen konnte sich eins wieder in die Gefechtsordnung der Batterie einordnen. Der Panzerwart hätte es nicht besser gekonnt.
Als sie in der Werkstatt des Instandsetzungsbataillons das Fahrzeug abkuppeln, ist der Fähnrich wieder ganz Hauptfeldwebel. Obwohl eine dampfende Feldküche in Sicht ist, holt er für Gefreiten Pechstedt und dessen Lenkschützen zwei Tagesrationen Verpflegung vom Ural.



Die Kompanie Hessel des Truppenteils „Robert Uhrig" hat zur Soldateninitiative 75 aufgerufen. Die Batterie Glaß gehört zum gleichen Truppenteil und steht in ihren Leistungen in keinem der Kompanie Hessel nach. Eine Antwort der Batterie ist fällig. Höhere Qualität der Gefechtsausbildung, dafür ist jede Initiative zu wecken. Auch Soldat Jurzok, seit wenigen Tagen erst in der Batterie, bekommt das Flugblatt der FDJ-Organisation für die Einzelverpflichtungen in die Hand. Kaum, daß er also die EOS beendet hat, verfolgen ihn wieder Zensuren. Hört denn das gar nicht auf in seinem Leben? Aber er hat so seine Erfahrungen von der Penne. Er weiß, er kann was. Aber so hoch möchte er sich auch nicht „verkaufen". Also macht er's wie immer, das goldene Mittelmaß ist für ihn in allen Ausbildungsfächern die Zwei.
Tage später. Auf dem Flur trifft Fähnrich Pfeufer den Soldaten Jurzok. „Ach, Soldat Jurzok . . . !" Zuerst ärgert sich Jurzok. Woher weiß der Hauptfeldwebel von seiner Verpflichtung? Wird hier alles breit getreten? Und er möchte, wie immer auf der Penne, auch hier auf Durchgang schalten. Was ist es nur, daß ihm dies nicht gelingt? Liegt es daran, daß der Hauptfeldwebel ganz real über seine Stärken urteilt? Ihm keine Vorhaltungen, sondern Mut macht? Als Jurzok nach der Unterhaltung seine Verpflichtung ändert, weiß er es. Fähnrich Pfeufer sprach zu ihm von Mann zu Mann, und in dieser so persönlichen Sache nicht in auswendig gelernten Zeitungsschlagzeilen.



Im Frühjahr ist Blümel Soldat geworden. Zwei Wochen später schon hat er seine erste Disziplinarstrafe weg. Obwohl er über das Alkoholverbot in Kasernen der NVA belehrt

ist, trinkt er im Objekt ein Fläschchen. Er stolpert ein zweites Mal über dieses Verbot, die Strafe ist härter. Er versucht auch jetzt wieder, wie schon beim ersten Mal, alles durch Leistung in der Gefechtsausbildung gutzumachen. Aus dringendem familiärem Anlaß bekommt er Wochen später Sonderurlaub, und stolpert erneut. Wieder ist es Alkohol. Er schädigt das Ansehen der NVA. Die Strafe ist noch härter. Aber noch schwerer trifft ihn die Mitteilung, er soll aus der Batterie abversetzt werden. Er braucht keinen Kommentar dazu. Er weiß, die Batterie hat einen Genossen zu viel, und daß sich der Batteriechef von dem Soldaten trennen wird, der ihm den meisten Ärger bereitet hat, leuchtet ihm ein.
Fähnrich Pfeufer dagegen will es so einfach nicht gelöst haben. Es fällt ihm nicht leicht, den Batteriechef umzustimmen, und noch schwieriger hat er es mit Leutnant Alisch. Der Leutnant fühlt sich zu Recht enttäuscht, denn er hatte den Sonderurlauber Blümel sogar noch vor der Bestätigung des Urlaubs durch den Batteriechef zur Bahn gehen lassen. Dann dieses Ergebnis! Die Argumente der beiden Offiziere wiegen schwer. Blümel hat ihr Vertrauen mißachtet, sie wollen für ihn lieber einen, wohl in der Spezialausbildung physisch nicht so belastbaren, aber disziplinierten Soldaten durchschleppen. Seine Drei in der Gefechtsausbildung mache weniger Ärger, als die Disziplinarverfahren gegen Blümel.
Doch der Fähnrich gibt nicht auf. Er hält dagegen: Wer physisch den Aufgaben in der Batterie nicht gewachsen ist, kann im Truppenteil an vielen Stellen noch hohe Leistungen bringen. Außerdem ist einem disziplinierten Soldaten der Wechsel des Kollektivs eher zuzumuten. Zum anderen ist die Summe aller Noten in der Gefechtsausbildung bei Blümel eine runde Eins. Man könne doch nicht nur eine Seite eines Soldaten beurteilen, man muß seine Gesamtentwicklung sehen. Sicher ist Soldat Blümel alt genug und für seine Handlungen voll verantwortlich, aber ist er schon alt genug, um sich allein von den Ein-



flüssen einer labilen Erziehung freizumachen? Der Hauptfeldwebel meint, es sei einfach sozialistische Menschenpflicht, sich hier für Blümel zu entscheiden und ihm zu helfen. Der Batteriechef entscheidet dann doch, Blümel bleibt.
Fähnrich Pfeufer gewinnt einen Soldaten als Paten für den Genossen Blümel.
Für Soldat Blümel sind die strengen Worte seines Hauptfeldwebels Balsam in den Ohren: „Genosse Blümel, entweder Sie reißen sich zusammen und werden ein ordentlicher Soldat, oder unsere Wege trennen sich!" Er will.

◆◆

Unser Hauptfeld?
Die Waffenkammer ist sein Hobby. Wenn einer von uns darin bohnert, kehrt er immer nochmal mit dem Besen hinterher... Er ist nicht nachtragend... Verfehlungen hat er nach zwei Tagen vergessen... Beim großen Stuben- und Reviereinigen bleibt er bis zum Zapfenstreich in der Batterie. Was mag wohl seine Frau dazu sagen... Wenn ihm mal danach ist, da platzt er mal... Wenn alles klappt, da ist er ein prima Kumpel... Vor jeder Übung geht 'ne Liste rum, danach kauft er ein und nimmt's mit... Wenn's nicht hinhaut, poltert er: „Sie sind wohl vom Wahnsinn umzingelt!"... Bei Arbeitseinteilungen bevorzugt er keines der Diensthalbjahre – alle machen alles... Wer schwer auffällt, macht Sonntagsdienst als Läufer... Man kann mit ihm über die Urlaubsplanung sprechen... Wenn wir ihn einladen, trinkt er mit uns Kaffee, bezahlt ihn aber, weil er will, daß wir mit unserem Geld auskommen.
Wie nun diese Charakteristika aus dem Munde der Soldaten ordnen?
Ihr Chef, Hauptmann Glaß, kennt Fähnrich Pfeufer am längsten, seit 1968. Was meint er? Der Hauptmann will es kurz machen, ich hätte ja mit den Soldaten gesprochen, und er schließe sich ihrer Meinung an. Fähnrich Pfeufer ist der aktivste Genosse in der Batterie. Mit Initiative und Konsequenz erfüllt er die Befehle. Er vergißt nichts und erfüllt täglich mehr als nur seine funktionellen Pflichten. Als Kommunist arbeitet er ideenreich an der Erfüllung der Parteibeschlüsse. Der Batteriechef blättert in einer Mappe. Ich erfahre: Die Batterie hat den Durchschnitt ihrer Noten in der Gefechtsausbildung von 2,2 im Ausbildungsjahr 1972/73 zu einem Durchschnitt von 1,8 im Jahre 1973/74 gesteigert. In beiden Jahren hat sie die Note 1 in der politischen Ausbildung bekommen. Den 44 Besten des Jahres 1972/73 stehen 47 im Jahre 1973/74 gegenüber. Die Belobigungen stiegen von 169 auf 200. Hatte sie im Jahr 1972/73 noch 27 Bestrafungen zu registrieren, waren es 1973/74 nur noch 10.
Hauptmann Glaß betont nochmals, Fähnrich Pfeufer ist sein aktivster Mitarbeiter. So, das wäre das Wort des Kommandeurs.



Und was sagt der Hauptfeld selbst?
Der Fähnrich streitet nichts ab, erinnert sich ebenfalls, und wundert sich mehr darüber, wie seine Soldaten seine Arbeit bewerten. Er gibt zu, immer noch ärgere ihn der Wäschetausch. Er erinnert sich an die Enttäuschung beim Schießen und wie notwendig es war, sie zu überspielen, damit sie nicht in Hektik ausartete. Es hätte der Batterie geschadet. Die Sorgen der Soldaten, wie er wohl seine oft überlange tägliche Dienstzeit zu Hause mit seiner Frau „abrechnet", beantwortet er mit einem tiefen Seufzer. Viel wird verlangt von den Frauen der Berufssoldaten. Wir dürfen uns nicht wundern, wenn sich ihr Verständnis für die Notwendigkeiten erst in einer längeren Zeit bildet. Sie müssen doch auch erst, wie wir, ihre Männer, ihre Erfahrungen sammeln. Das Lob des Batteriechefs, daß er nichts vergesse, versucht er abzuschwächen. Zehn Dienstjahre, da sei man soweit, Fehler schneller wieder gutzumachen. Am Ende schüttelt er sogar ungläubig den Kopf und meint: „Es sieht gerade so aus, als kümmere ich mich um zu viele Dinge!" Auf meine Frage, warum er das tue, weiß er im Moment nicht zu antworten. Es klingt mehr nach einer Rechtfertigung, als er dann sagt: „Es ist doch meine Pflicht, dafür zu sorgen, daß der Soldat als Soldat leben kann!"
Dann redet er sich warm. Er verstehe unter „als Soldat leben können" die Möglichkeit zu haben, seine militärischen Pflichten zu erfüllen. Der Hauptfeldwebel schaffe auf seinem Spezialgebiet, dem Innendienst, Voraussetzungen für die Gefechtsausbildung. Er übt Disziplin, Ordnung, weckt Initiativen zur Instandhaltung von Bewaffnung und Ausrüstung und fördert die Kollektivbildung. In dieser Arbeit ist jeder Tag anders. Sein Beruf ist kein eintöniges Befehlen und Kontrollieren. Nie würde er so seine Aufgaben erfüllen. Das ist ständiges Überlegen: Wie kann man durch sinnvolles Befehlen die Ziele erreichen? Wie muß man die Befehle in bestimmten Situationen an den Mann bringen, damit sie bewußt erfüllt werden! Welche Methode weckt bei notwendigen Kontrollen am schnellsten Initiativen zum Beseitigen der Mängel?
„Mir gefällt", betont der Fähnrich, „daß ich in diesem Beruf Erzieher bin und es in erster Linie sein muß. Das verlangt Sorge um den Unterstellten. Es ist ein schönes Gefühl, wenn man zufriedene Soldaten hat. Nur sie können unsere komplizierten militärischen Aufgaben meistern!"
Das sind die Worte des Fähnrichs Reiner Pfeufer, 29 Jahre alt, verheiratet mit der Kindergärtnerin Christa Pfeufer, und Vater einer Tochter. Er dient seit 1965 im Truppenteil „Robert Uhrig" und ist seit 1968 Hauptfeldwebel in der Batterie Glaß.



So hatte ich nun mein Notizbuch vollgeschrieben. Die Frage, was muß er machen, was braucht er nicht zu tun – wie soll ich sie beantworten? Ohne zu zögern, kann ich die Gewißheit äußern: Fähnrich Pfeufer arbeitet mit den Soldaten. Wirft das nicht schon wieder die nächste Frage auf: Kann man die dazu notwendige politische Reife, charakterliche Stärke und das militärische Wissen überhaupt in den sachlichen Text einer Vorschrift pressen?

Waffenträger des Sozialismus

Dein Beruf

Entscheide Dich für einen militärischen Beruf! Werde Erzieher, Ausbilder und Spezialist als

Berufsunteroffizier, Fähnrich, Berufsoffizier.

Der Dienst in der Nationalen Volksarmee garantiert Dir eine

- geachtete Stellung in unserem sozialistischen Staat,
- vielseitige berufliche Bildung,
- ausgeprägte Persönlichkeitsentwicklung,
- großzügige materielle und finanzielle Versorgung.

Sichere Dir mit einer rechtzeitigen Bewerbung eine solide Vorbereitung auf den Waffendienst zu Lande, zu Wasser oder in der Luft.

Bewirb Dich bereits in der 9. Klasse

Nähere Informationen erteilen der Beauftragte für militärische Nachwuchsgewinnung an den POS und EOS sowie das zuständige Wehrkreiskommando.







Armin Münch: „Die Blutrinne", Holzschnitt

Armin Münch, der vielseitige Künstler aus Rostock, der Mann, der die Kunst der Lithografie, des Holzschnittes, Linolschnittes und der Radierung beherrscht, alles wie ein Handwerker selbst bis zum fertigen Druck tut und in allen Arbeitsphasen gleichermaßen schöpferisch ist, hat mit dem Holzschnitt aus der Serie über die Schlacht bei Frankenhausen ein zweites Mal die Gelegenheit, in der AR-Bildkunst ein Werk zu veröffentlichen. Früher als manche seiner Künstlerkollegen sah er im 450. Jahr nach der großen Erhebung der deutschen Bauern gegen die Feudalherren einen Anlaß zur Wiederbesinnung.

Im Jahre 1973 fuhr er für mehrere Wochen in den Harz nach Frankenhausen. Er vertiefte sich in die Landschaft, die soviel Geschichte erlebt hat. Viele Bücher las er über den deutschen Bauernkrieg. Den Schlachtberg durchstreifte er, und er fand die seit der blutigen Schlacht von 1525 so genannte Blutrinne.

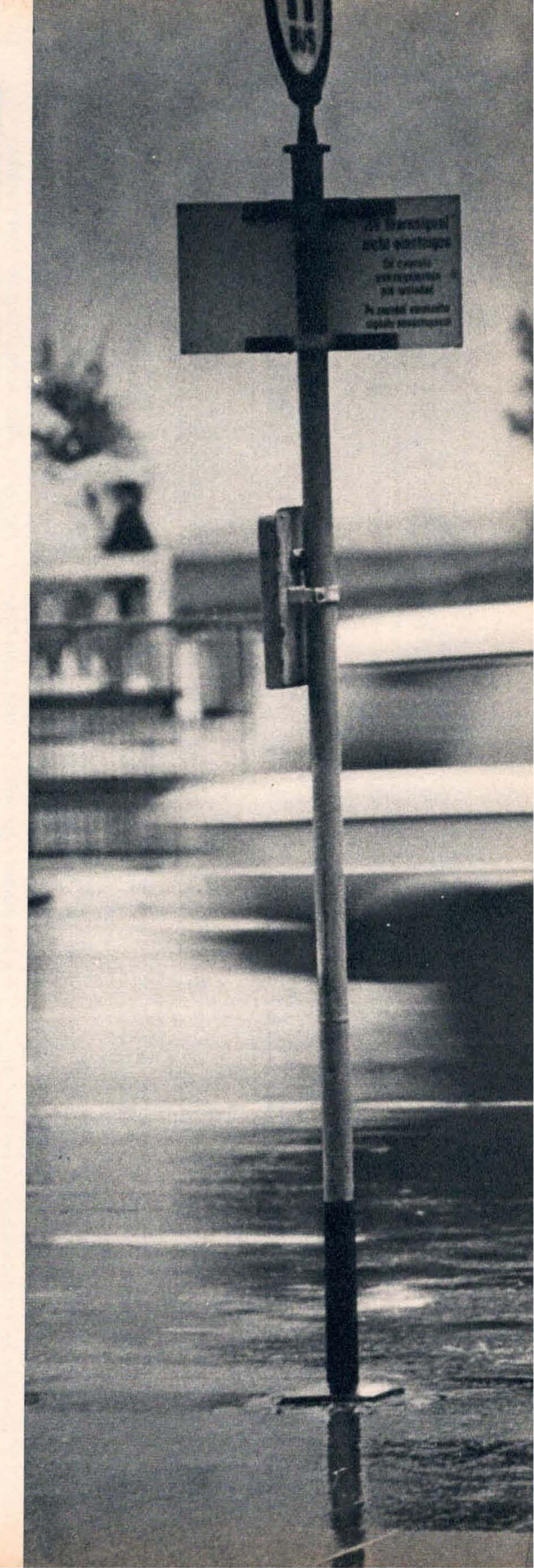
In hunderten kleiner Zeichnungen hielt der Künstler die Empfindungen eines Heutigen fest. Wie in einer Trance lebend, lieh ihm die unmittelbare Örtlichkeit der einstigen blutigen Massaker die Phantasie, in den dort gesehenen Menschen die Bauern, Leibeigenen, Krüppel, Siechen, Bettler und Verräter von damals zu erkennen. So verwandelte sich beispielsweise eine alte Frau, die er einen Weg mühsam gehen sah, im Skizzenblock in eine hungernde Kreatur mit zerlumpter Kleidung.

Diese Skizzen vor Ort waren die Grundlage für seine Holzschnitt-Serie. Das Blatt Nr. 4, „Blutrinne" genannt, soll nun näher betrachtet werden. Die Komposition nimmt nicht auf topografische Gegebenheiten Rücksicht. Sie ist in freier Phantasie entstanden und macht die sich gegenüberstehenden Kräfte der beiden Hauptklassen, Bauern und Fürsten, deutlich. Der Betrachter empfindet sofort, auf welcher Seite die aktive, revolutionäre Kraft ist. Und in der Tat ist das so: Die Bauern rollen wie ein unaufhaltsamer Felsbrocken, wie eine größer und schneller werdende Lawine auf das waffenstrotzende Tal zu. Aus dem Tal führt nur ein Ausweg – die Blutrinne. Heiliger Zorn, der sie in ihrer unbeschreiblichen Not blind gemacht hat, prägt die wie in Stein gehauenen Gesichter der Bauern. Wenige Morgensterne, die neben den Ackergeräten die einzigen Waffen waren, stehen einer organisierten Macht der Fürstenheere gegenüber. Der Zorn der Bauern hat kein Gefühl mehr, er kennt kein Anhalten und Besinnen. Darum sind die Gesichter so versteinert, grob zugehauen und entpersönlicht – die zum Kampf Entschlossenen sind nicht mehr zu menschenwürdigem Leben fähig gewesen. Zins, Frondienst, Soldatendienst, Rechtlosigkeit haben ihrem Leben keinen Inhalt mehr verliehen. Aber die Soldaten, die behelmten Waffenhalter, sehen nicht anders aus. Auch für sie gibt es nur einen Weg hier heraus – den Weg durch die Blutrinne.

Münch macht uns auf die Tragik dieser frühesten deutschen Revolution aufmerksam, auf den seither immer wiederholten Trick der herrschenden Klasse, ihre schmutzigen Geschäfte durch Unterdrückte besorgen zu lassen, indem sie sich welche hörig macht. Der furchtlose und gerechte Kampf der Bauern, die sich selbst bewaffnet haben, die aus ihren Reihen die Heerführer wählten, den Thomas Müntzer, die ihre Agitatoren bestimmten, den Pfeiferhans von Niklashausen und viele namenlos Gebliebenen, gehört zu den in unserer Volksarmee bewahrten Traditionen. Genosse Erich Honecker hat es so gesagt: „Die Deutsche Demokratische Republik ist heute die staatliche Verkörperung der besten Traditionen der deutschen Geschichte – der Bauernerhebungen des Mittelalters, des Kampfes der revolutionären Demokraten von 1848, der von Marx und Engels, Bebel und Liebknecht begründeten deutschen Arbeiterbewegung, der Heldentaten im antifaschistischen Widerstandskampf".

Günter Meier
Diplom-Kunsthistoriker

Gerd und Gerda



DER BESUCH

Leutnant Schrader sitzt hinter seinem Arbeitstisch. Zurückgelehnt und die Beine weit von sich gestreckt, mustert er Gerd, stößt sich plötzlich von der Stuhllehne ab nach vorn, ohne Gerd aus den Augen zu lassen, und fragt: „Macht Spaß, als Gruppenführer arbeiten, ja?"
Gerd nickt und sieht, daß Schraders rundes, helles Gesicht ein bißchen rot wird. Auch Schrader nickt, und Gerd fragt nun: „Worum geht's, Genosse Leutnant?"
„Sie sollen, wir möchten, daß Sie . . ." „. . . länger bleiben."
„Sie sagen es." Erleichtert lehnt sich Schrader wieder zurück. Die Frage überrascht Gerd nicht. Seit dem Ende der Übung erwartet er sie. Aber Antwort hat er sich bisher selbst nicht gegeben. Heute fordert Schrader sie. Es ist eine wichtige Entscheidung. Sie hat Konsequenzen. Viele. Trotzdem ist Gerd ruhig.
„Warum", fragt er, „haben Sie mich das nicht schon vor Monaten gefragt?"
„Weil wir jetzt genau wissen, daß Sie ein sehr guter Gruppenführer sind, und . . ."
Einen Augenblick zögert Schrader, dann fügt er rasch hinzu: „Weil wir Sie, wenn Sie Unteroffizier oder Unterfeldwebel sind, sogar als Zugführer einsetzen können."
„Und wenn Sie dann feststellen, nach einer Weile, das geht auch, fragen Sie, ob ich Offizier werden will."
„Kann sein." Schrader lächelt und wiederholt: „Kann sein."
„Ich bin Schmelzer."
„Ich weiß. Mit Leib und Seele."
Gerd nickt. Schrader hat es so ernst gesagt, wie die ganze Situation ist. Gerd denkt ans Werk, an die Ofenbühne, sieht den Vater in einer der



Kabinen stehen und die Beschickung beobachten. Gerd sieht die dampfende Glut gelb durch die Rinne fließen und in die Pfanne schlagen. Und er fragt sich, ob er das alles vermissen könnte für lange Zeit oder gar aufgeben? Schrader unterbricht ihn und sagt: „Das steht nicht zur Debatte." „Noch nicht."
Anderthalb Jahre länger. Getrennt vom Werk, von Brandenburg. Und von Gerda. Er kann die Entscheidung nicht allein treffen. Schrader kann sie nicht zwischen Tür und Angel von einer Minute zur anderen von ihm verlangen. Weder Gerda noch das Werk kann er vor vollendete Tatsachen stellen. Gerda wird stumm werden, steif vor Erschrecken wie damals, als er ihr den Einberufungsbefehl zu lesen gab. Wird sie ihn wieder mit der Entscheidung allein lassen wie an jenem Abend? Und sagen: ‚Das mußt du doch wissen. Wenn du das nicht weißt'? Zögert er nur wegen Gerda? Wie würde er entscheiden, wenn es Gerda nicht gäbe? Würde er zögern oder jetzt, in diesem Augenblick, zu Schrader sagen: ‚Einverstanden'! Daß man ihn nie in Ruhe lassen konnte! Daß dauernd irgendwer irgendeine Entscheidung von ihm wollte! Immer von ihm, Gerd Pöhl. Schrader räuspert sich. „Ich weiß", sagt er, „daß Sie diese Entscheidung nicht allein treffen können."
Gerd nickt.
„Ich gebe Ihnen Urlaub. Montag früh sagen Sie mir Bescheid."
Gerd nickt wieder und geht aus dem Zimmer. ‚Urlaub', denkt er und freut sich, aber nur für Augenblicke. Was für ein Urlaub wird das werden. Ob er Gerda sofort vor die Entscheidung stellt oder am Sonntag Abend, wann immer: Der Urlaub wird kein Urlaub. Draußen trifft er auf Kubus. „Was ist denn? Machst ein Gesicht, als ob . . ."
„Ich soll länger bleiben und Unteroffizier werden."
„Ich wüßte keinen besseren."
„Dich betrifft's ja nicht."
Kubus schüttelt den Kopf und zuckt mit den Schultern. Gerd winkt ab und geht in Richtung Klubraum. Vorbei an der Wandzeitung. Sein Porträt, geschrieben von Annemarie, hängt immer noch. Annemarie hat ihm schon einmal geraten, unvoreingenommen, objektiv. Jetzt kennt sie ihn gut. Sie würde ihm zuraten. Das weiß er. Sie würde ihn nicht allein lassen mit der Entscheidung. Gerd hat ihre Telefonnummer. Aber Annemarie ist nicht da. Von der Redaktion erfährt er, daß sie bei einem FDJ-Aktiv in der Bezirksstadt ist. Auch gut. Warum sucht er immer jemanden, der ihm hilft, eine Entscheidung zu finden? Weiß er nicht, was er will? Soll er sich in seinen Entschlüssen immer nach anderen richten? Nach dem Werk, dem Vater, nach Gerda? Das Werk wird auch nach drei Jahren Dienst noch Platz für ihn an der Ofenbühne haben. Also ist es wegen Gerda. Also zögert er ihretwegen. Aber sie liebt ihn doch. Soll sie ihn wirklich nicht verstehen? Sie wollen ihn hier als Unteroffizier. Sie brauchen ihn. Allein das macht ihm Freude. Und es ist gut, so gebraucht zu werden. Er steht mit seiner Gruppe an der Spitze in der Kompanie. Jetzt schon, als Gefreiter. Die anderen hören auf ihn, folgen ihm, von Kubus bis Meinicke. Er möchte Unteroffizier werden. Warum also noch zögern. Gerd geht zu Schrader. Der Leutnant ist nicht im Zimmer. Gerd nimmt einen Zettel. Ein Wort schreibt er darauf: „Einverstanden". Und er gibt seine Unterschrift. Morgen wird er auf Urlaub fahren und seinen Entschluß mitteilen, dem Vater, und Gerda. Sowie er die Wohnung betritt.



Gerda verläßt die Bahnhofshalle. Es regnet. Sie geht zu Fuß, denn der nächste Bus fährt erst in einer Stunde in die Stadt, doch da ist sie längst am Ziel, und sie will keine Minute verschenken. Der warme, stille Regen tut ihr gut nach den letzten Wochen fast pausenloser Bimserei, in denen sie sich kaum eine Stunde Freizeit gegönnt hatte. Der Regen beruhigt, hüllt sie ein, und es ist, als spüle er auch die letzten Reste jener Stunden von ihr ab, die sie vor Antritt der Fahrt in Brandenburg verbrachte. Sie war auf Sonnys Vorschlag eingegangen und mit ihr zu einer der Partys gefahren, die in einem Bungalow stattfand. Sie war mitgefahren, weil sie sich Sonny verpflichtet fühlte, weil sie sich freute über ihre Lernerfolge, und weil die Sonne schien. Lange war Gerda nicht am See gewesen. Aber von allem, worauf sie sich gefreut hatte, war nichts eingetroffen. Von der Sonne nicht, denn es bewölkte sich und begann zu regnen. Vom Wasser nicht. Die versprochenen Rostbratwürste gab es nicht, denn die waren vergessen worden. Und alle elf, die gekommen waren, hielten sich ans Trinken und Tanzen, waren immer lauter geworden und steigerten sich allmählich in eine fast ekstasische Ausgelassenheit. Gerda war gar nicht in der Stimmung, zumal nicht einmal Sonny, die einzige, die sie kannte, sich um sie kümmerte. Und plötzlich war als zwölfter jener Blonde aufgetaucht, dem sie im Herbst aus dem Auto davongelaufen war. Mit anzüglichem Lächeln wandte er sich an sie, fragte: „Na, heute zugänglicher? Komm tanzen!" Er griff nach ihr, zog sie vom Sessel hoch. Gerda sträubte sich, befreite sich aus seinen Armen, ließ ihn stehen. Da ging er zur Anrichte, trank ein paar Kognak und schimpfte dabei: „Wer von euch schleppt solche miesen Puppen an! Verdammich! Sonny! He, bleib mir mit solchen Typen weg. Versaut einem das ganze Wochenende!"

Gerda hat nur das bei sich, was sie mitgenommen hatte, als sie mit Sonny aus der Wohnung gegangen war. Vom Bungalow aus war sie sofort zum Bahnhof gegangen und hat von dort eine Nachbarin im Hause angerufen. Gerda hatte eine solche Sehnsucht nach Gerd ergriffen, daß sie ohne zu zögern losgefahren war...
Sie erreicht die Straße, in der die Kaserne liegt, wischt sich mit der Hand das klitschnasse Haar aus der Stirn und friert auf einmal. Vor Aufregung, denn jetzt erst fragt sie sich, was sie tut, wenn Gerd gar nicht da sein sollte. Aber wo soll er schon sein. Der Posten am Tor schickt sie zum Wachhabenden, einem Unteroffizier, der sie schweigend und freundlich mustert und dann sagt: „Ich hab' Sie schon gesehen. Auf einem Foto. Bei Gerd Pöhl, stimmt's?" Sie nickt und der Unteroffizier telefoniert. Er erfährt, daß Gerd im Kinosaal sitzt, und läßt ihn holen. Dann schiebt er einen Hocker dicht an den kleinen Kachelofen und fordert Gerda zum Sitzen auf. Sie friert, drückt sich das Wasser aus den Haaren, an ihren Füßen sammelt sich eine Regenpfütze. Ein paar Minuten später betritt Gerd den Raum. Sie bleibt sitzen, bis er vor ihr steht, schweigt, schließt die Augen und fühlt sich an den Armen ergriffen, folgt dem Druck und steht auf. Er drückt sie an sich, fährt mit einer Hand über ihr nasses Haar und fragt leise: „Ist was?" Sie schüttelt den Kopf, immer wieder, und er drückt sie fester an sich. Dann zieht er sein Taschentuch hervor und wischt es über ihre Haare und übers Gesicht. Das tut er, bis der Wachhabende sich räuspert und sagt: „Hier könnt ihr aber nicht bleiben."
„Wo ist dein Gepäck?" fragt Gerd.
„Hab' nichts mit", erwidert sie, schüttelt bei geschlossenen Augen den Kopf, „nichts. Keine Zahnbürste, kein Nachthemd, nicht mal meine..."
„Komm", sagt Gerd.
„Moment." Der Wachhabende geht zum Kleiderständer, sucht zwischen den Soldatenmänteln und bringt einen Schirm mit. „Hier. Hat mal jemand steh'n lassen und nie abgeholt."
Eine Viertelstunde später stehen sie an der Bushaltestelle. Gerda lehnt sich an Gerd, der den Schirm hält. Jetzt ist alles gut, und was war, ist weit fortgerückt, unwichtig, nebensächlich. Gerda fragt sich, warum sie nicht schon früher einmal hergefahren ist, übers Wochenende, und sie weiß keine Antwort. Jetzt ist sie da, für zwei Tage bei ihm. Sie schweigen, auch im Bus schweigen sie, sitzen dicht beieinander, und Gerda spürt seine harte und ein wenig kratzige Hand an ihrem Haar und im Gesicht.
Im ersten Hotel werden sie von einer ältlichen Frau abgewiesen. Sie habe nur noch ein Doppelzimmer frei, und auf Gerdas Bemerkung, daß sie verlobt seien, verzieht sie ihren Mund zu einem Lächeln und wendet sich ab. Im zweiten Hotel möchte ein grauhaariger Opa gern helfen, aber er hat seine Anweisungen und schickt sie schulterzuckend weg. Erst im dritten haben sie Glück. Sie bitten um zwei Einzelzimmer. Die Chefin, eine junge lebhafte Frau, blickt beide eine Weile an, greift dann einen Schlüssel vom Brett und sagt: „Zimmer acht. Wenn Sie noch was essen wollen, wir schließen in zwanzig Minuten die Küche."
„Oja", sagt Gerda, „ordentliche Abendbrotplatten und Bier. Geht es auch, daß wir im Zimmer..." Sie zeigt auf ihre immer noch nassen Haare. Die Frau nickt. Nach dem Essen friert Gerda wieder. Gerd blickt sie an und redet wenig. Manchmal sieht er sie an, forschend, da denkt sie, daß er ihr irgend etwas Wichtiges sagen will. Aber er sagt nichts. Er hebt sie aus dem Sessel hoch und trägt sie zum Bett. „Ich liebe dich", sagt sie, „und ich habe nichts mit, hörst du, nicht einmal meine..." Er küßt sie. Sie waren lange nicht zusammen. Sie lieben sich, und ihr Zusammensein ist wie eine Erlösung, wie eine Erleichterung. Spät in der Nacht, sie haben noch nicht einen Augenblick geschlafen, essen sie den Rest. Sie sitzen im Bett, schieben sich die Brote gegenseitig in den Mund, lachen, und zwischen zwei Bissen kann Gerda endlich den Satz von vorher vollenden: „Nicht mal meine Pillen habe ich mit."
„Da werden wir wohl bald heiraten müssen."
„Müssen!" Sie springt aus dem Bett, rennt nackt zum Sessel, wo seine Sachen liegen, setzt sich seine Mütze auf und befiehlt: „Genosse Gefreiter! Stillgestanden! Hiermit befehle ich Ihnen, Fräulein Gerda Greiner innerhalb eines Vierteljahres zu ehelichen!" „Zu Befehl!"
Sie lachen. Gerda wirft die Mütze hoch, fängt sie wieder auf, da fällt ein Zettel vor ihre Füße. Sie hebt ihn auf und sagt dabei: „Aha! Liebesbriefe, wie? Das ist vorbei!" Sie liest den Zettel, liest laut: „Einverstanden. Pöhl. Akzeptier' ich erst am Montag. Schrader."
Sie blickt Gerd an und fragt: „Was heißt das denn?"
„Komm her", sagt Gerd leise und ernst, daß sie fröstelt. Sie setzt sich neben ihn, lehnt sich an seine Schulter, und dann sagt er leise und entschieden: „Ich werde Unteroffizier und bleibe anderthalb Jahre länger." „Unteroffizier und anderthalb Jahre länger", wiederholt sie leise und langsam. „Soso. Auch das noch." Sie legt sich hin, sieht vor sich seinen breiten kräftigen Rükken, angespannt, die Schultern nach vorn gedrückt, wie zur Abwehr.
„Anderthalb Jahre länger", denkt sie, ohne zu begreifen, was sie denkt, „auch das noch." Warum bloß. Auf einmal auch das noch, denkt sie immer wieder und völlig sinnlos, „auch das noch". Und fühlt sich leer und allein.

Oberstleutnant Walter Flegel



An der Rampe



„Da sind sie ja! Endlich!" Freudiger Ruf aus vier Kehlen, als zwischen den Kiefern ein GAZ mit dem bekannten rotweißen CA auftaucht. Startrampenführer Unteroffizier Dallmann und seine drei Gefreiten empfangen liebe Freunde: Fla-Raketensoldaten aus einem sowjetischen Garderegiment, das gleich ihnen hier draußen auf dem weitläufigen Übungsplatz für das Gefechtsschießen trainiert. Eigentlich sollte das Ganze ja schon am Morgen beginnen. Aber weiß der Kuckuck, irgendwo in der Informationskette muß etwas schief gelaufen sein. Die Freunde wurden zu spät benachrichtigt. Nun ist die Zeit knapp. Die sowjetische Rampenbedienung muß schon bald wieder zurück. Normabnahme steht am Nachmittag auf ihrem Plan. Deshalb keine lange Vorreden. Man macht sich bekannt: Klaus Herold – Wladimir Kotow, Wolfgang Gruber – Sergej Akulow, Reinhard Seiffert – Anatoli Krazow. Und Wladimir Momot, Kommandeur der Startrampe – Partner des Genossen Dallmann.

Neugierig „beschnuppern" die sowjetischen Genossen die Technik. Aha, hier eine kleine technische Verbesserung, dort ein anderer Hebel. Wladimir, das könnten wir doch vielleicht auch bei uns einführen. . .

Einige Offiziere, die sich inzwischen eingefunden haben, provozieren Dallmann: „Nun zeigt doch mal den Freunden, was ihr könnt." Der läßt sich das nicht zweimal sagen. Seine Bedienung tritt an. In Sekunden ist die Rakete vom Fahrzeug auf die Rampe gerutscht. Zurück gehts genau so schnell. „Karascho", loben die Gardisten. Dann gehen sie an die

Rampe. Wieder ändert die Rakete ihre Position. Auch nicht von Pappe, diese Zeit! Und daß der K1 und der K2 ein klein wenig anders vorgehen als sie, haben die „Dallmänner" aufmerksam registriert. Und nun – versuchen wir's mal gemeinsam? Die Männer in den schwarzen Kombinationen sind einverstanden. Abwechselnd stellen sich Unteroffizier Dallmann und Oberfeldwebel Momot vor die Front. Befehle in deutsch und russisch klingen über den Platz. Es bedarf keiner Übersetzung. Die Reihenfolge der Handlungen ist im wesentlichen gleich, allen Kanonieren gewissermaßen in Fleisch und Blut übergegangen. Es flutscht zwar nicht ganz so schnell wie bei eingespielten Bedienungen. Schließlich ist es für beide ja auch der erste Erfahrungsaustausch dieser Art.
Ein Gemälde wird angebracht. In unseren Einheiten hängt es in Kompanieklubs und Mannschaftsstuben. Thema: Waffenbrüderschaft – Zwei Fla-Soldaten unterhalten sich. Das Bild mal nachgestalten, wird vorgeschlagen. Gefreiter Gruber setzt sich auf die Rampe, Soldat Akulow wird sein Partner. „Das könnten auch wir sein", meint Oberfeldwebel Momot. Treffend hat der Maler die Zusammenarbeit zwischen unseren beiden Armeen dargestellt. „Trotz aller Fachsimpelei über Kunst und Wirklichkeit – die Zeit der Normabnahme rückt immer näher. Abzeichen wechseln schnell noch ihre Besitzer, ein fester Händedruck: „Auf Wiedersehen!" „Do swidanija!" – Und zum bevorstehenden Schießen wünschen wir euch die Eins!"

Oberstleutnant Spickereit



Langsam und scheinbar hilflos trieb der Schwimmpanzer mit der Strömung den Fluß hinab. Wie ein urweltliches Fabelwesen lag er in den Fluten. Die Kanone glich einem angstvoll in die Luft gestreckten Rüssel.
Jeder Beobachter hätte glauben müssen, das Herz dieses stählernen Ungeheuers habe den Dienst versagt. Doch niemand sah es – so hoffte wenigstens Feldwebel Steingart, der Kommandant des Panzers. Er konnte keine unerwünschten Späher gebrauchen; denn er war selbst Aufklärer – und sein Auftrag streng geheim. Die Panzerbesatzung

Unterwegs zur Höhe 113

Erzählung von Gerhard Berchert

sollte erkunden, ob sich der Manövergegner tatsächlich dort zum Angriff sammeln würde, wo Steingarts Vorgesetzte es vermuteten. Zu diesem Zweck mußte sich der Kommandant mit seiner Besatzung in stockfinsterer Nacht an den Vorposten und Feldwachen des „Gegners" vorbeimogeln, mußte sein Panzer ein tüchtiges Stück des Weges im „gegnerischen" Hinterland zurücklegen.
Ganz und gar ging der junge Kommandant in der Rolle auf, die er nach dem Willen seines für ihn Regie führenden Kommandeurs im großen Drehbuch dieses Manövers zu spielen hatte.
Überhaupt: Er nahm seinen Dienst bei der Nationalen Volksarmee ernst.
Zu seinem Leidwesen konnte er das von seinen beiden Mitstreitern im Panzer nicht immer sagen. Ihnen erschien manches im militärischen Leben entbehrlich, nicht so wichtig, nebensächlich. Bis diese beiden Burschen es manchmal läuten hörten, da mußte man schon gewaltig die Bewußtseinsglocke schwingen. Vor allem bei Kurt Wenzel, dem Fahrer.
Das war ein Luftikus! Einzelkind, früh den Vater verloren, von der Mutter verwöhnt. Immer auf eine Extrawurst erpicht. Ansonsten ein tüchtiger und anständiger Bursche, aber leider liederlich. Das tollste Stück hatte er sich erst vorgestern geleistet.
„Genosse Feldwebel, Treibstoffleitung ausgewechselt – alles wieder in Ordnung." Fahrer Wenzel meldete sich mit strahlender Miene zum Ausgang ab.
„Na, dann viel Spaß", hatte Steingart geantwortet und mehr aus Gewohnheit noch gefragt: „Ist auch alles aufgeräumt, Werkzeug verstaut und so?"
„Aber selbstverständlich, alles ist an Ort und Stelle", hatte Kurt Wenzel erwidert, ohne mit der Wimper zu zucken – und damit seinen Kommandanten glatt angelogen.
Wie nach einem Volltreffer sah es nämlich in Wirklichkeit um das Fahrzeug herum aus. Schlüssel, Zangen, Schraubenzieher, Putzlappen – alles bunt durcheinander. Steingart hätte im ersten Moment am liebsten „ein Faß aufgemacht"; doch dann hockte er sich wortlos hin und räumte selbst auf.
Ganz ruhig war er auch am nächsten Morgen, als er wie nebenbei sagte: „Nur gut, daß es keinen Alarm gab. Hätten ohne Werkzeug im Gelände mächtig alt ausgesehen."
Wenzel war rot geworden und hatte etwas von großer Eile und unterschätzten Kleinigkeiten gemurmelt. Dann hatte aber Frank Wippvogel, der Ladeschütze, den Mund aufgemacht und in seiner oft ziemlich aufreizenden Art einiges von der unbezwingbaren Sehnsucht des Gefreiten nach der hübschen Ev mit den langen schwarzen Haaren „gezwitschert".
„Wipp, Vogel – aber halt den Schnabel", pflegte Steingart in solchen Fällen dazwischenzufahren. Diesmal war es zu spät. Kurt Wenzel brauste beleidigt auf.
„Ihr schnüffelt mir also nach. Im Dienst und privat. Aber immer groß von gegenseitigem Vertrauen reden. Sieht so euer Vertrauen aus?"
„Das Vertrauen mißbraucht, wer lügt!" unterbrach ihn da der Feldwebel hart.
„Kontrolle hat nichts mit Schnüffelei zu tun. Und daß ich von jetzt an ganz gewissenhaft kontrollieren werde, das dürfte klar sein – damit ich überhaupt erst wieder vertrauen kann."
Ein halbunterdrückter Ausruf riß den Kommandanten nun aus seinen Grübeleien.
„Soll ich?" fragte Gefreiter Wenzel soeben aufgeregt, als sich der Panzer im Wasser plötzlich um sich selbst zu drehen begann. Ob er die beiden



Illustrationen: Harri Förster

Wasserstrahlantriebe in Gang setzen solle, meinte er mit dieser Frage. Erst wenn das Fahrzeug mit eigener Kraft die Fluten zerteilen würde, könnte man mit ihm auch manövrieren und die von Wirbeln und Strudeln verursachten Kreiselbewegungen ausgleichen.
„Noch nicht!" antwortete Steingart. „Finger weg! Wir liegen doch gut in der Strömung. Vorläufig ist keine Gefahr. Spielen wir halt ein wenig Karussell."
Wohl war ihm freilich bei diesen Worten selbst nicht. Eine solch verrückte Nachtfahrt hatte er noch nicht mitgemacht. Das Flußbett war hier einige Dutzend Meter breit und auch sehr kurvenreich. Wie eine riesige Schlange wand es sich durch die Landschaft. Sicher sehr reizvoll für Wassersportler und Ausflügler – dem Feldwebel wäre jetzt ein schnurgerader Kanal wesentlich lieber gewesen. So aber mußte er an jeder Krümmung des Flusses damit rechnen, von der Strömung ans Ufer getrieben zu werden oder an einer der zahlreichen in den Wasserlauf hineinragenden Buhnen hängenzubleiben. Nur gut, daß nicht außerdem noch eine Brücke zu passieren war, falls nicht der „Gegner" inzwischen eine über den Strom geschlagen hatte. Deshalb war auch der Gedanke,

mit Hilfe der Wasserstrahlantriebe schnellstens der unvorhergesehenen Kreiselei zu begegnen, nicht so ohne weiteres von der Hand zu weisen – theoretisch zumindest. Da sie aber schon im Hinterland des Manövergegners schwammen, wäre es andererseits nicht ratsam gewesen, jetzt den Motor anzulassen. Sein Gedröhn hätte sie mit sehr großer Wahrscheinlichkeit verraten.
Der Panzer drehte sich immer schneller. Nur noch Bruchteile von Sekunden lang ertastete der Infrarotlichtkegel des Nachtsichtgeräts die Uferböschungen. Dem Kommandanten wurde immer unbehaglicher, je näher sie der Stelle kamen, an der sie den Fluß verlassen sollten.
Und da! Natürlich, hier mußte es sein! Beinahe hätten sie die vorgesehene und auf der Karte vermerkte Auffahrt verpaßt. Noch ein schneller, vergleichender Blick: Dort hinten der scharfe Flußknick und davor die alte Fährstelle – jawohl, jetzt nichts wie 'raus!
„Los, anwerfen!" befahl der Feldwebel.
„Gut – jetzt rechts halten!" Unbewußt verhielt die Besatzung den Atem. Sie durchlebte in angespannter Erwartung den voraussichtlich gefährlichsten Augenblick der ganzen Aktion. Auf dem Fluß – mitten in der Nacht – konnten sie leicht Verdacht erwecken. Später, auf der Straße, im Gelände, würden sie kaum noch auffallen. Bei einer Gefechtsübung gibt es ständige Verlegungen, Umgruppierungen, Kurierfahrten. Und wer rechnet schon damit, daß ein einzelnes „gegnerisches" Fahrzeug offen im Hinterland herumkutschiert?
Den drei Aufklärern pochte vor Aufregung so das Blut in den Ohren, daß sie meinten, es müsse kilometerweit zu hören sein. Aber alles schien gut zu gehen. Nichts rührte sich am Ufer, als der Schwimmpanzer die Böschung erklomm. Zwar hätte nach der Karte die Auffahrt nicht so steil sein dürfen; aber dabei kann man sich ja leicht täuschen.
Kommandant Steingart wies über die Bordsprechanlage an, das Tempo zu steigern und so schnell zu fahren, wie es Weg und Dunkelheit erlaubten. Sein Blick wanderte immer wieder zur Karte. Ein ordentliches Stück Weg blieb zurückzulegen. Noch in der Nacht mußten sie die Höhe 113 erreicht und sich dort zwischen Steinbrocken und Sträuchern getarnt haben. Eine dürftige Gegend. Steingart kannte sie aus seiner Ausbildungszeit. Aber irgenwie würden sie sich schon unsichtbar machen.
Voraussetzung war allerdings, daß sich der „Gegner" noch nicht auf der Höhe eingerichtet hatte. Aber wenn im Stab richtig kalkuliert worden war, dann würde eine der „blauen" Einheiten sich frühestens gegen Mittag dort zum Angriff sammeln. Wenn überhaupt... Aber das sollte er mit seiner Besatzung ja gerade aufklären.
Feldwebel Steingart ließ seinen Blick von der Karte zur Uhr wandern. Genau eins. Noch drei Stunden, dann begann es um diese Jahreszeit zu dämmern. Bis dahin mußten sie unbedingt an Ort und Stelle sein, den Panzer tarnen, die Antenne auslegen...
Plötzlich schrammten die Ketten über Asphalt. Erstaunt fuhr Steingart von seinem Sitz hoch. Eine feste Straße? Die war doch gar nicht eingezeichnet!
„Anhalten!" schrie er dem Fahrer zu und fluchte vor sich hin. Sollten sie vorhin bei dem wilden Gekreisel doch die falsche Ausfahrt erwischt haben – und damit einen verkehrten Weg?
Steingart bohrte seinen Blick förmlich in das Kartenblatt hinein. Er versuchte, sich genauestens an alle Umstände beim Verlassen des Flusses zu erinnern. Richtig, die zu steile Auffahrt! Man kann sich täuschen, hatte er leichthin gedacht. Und er hatte sich getäuscht – gründlich. Eine Fährstelle konnte ja gar nicht so steil sein, auch eine alte, stillgelegte nicht. Das hätte ihm eigentlich auffallen müssen. Steingart kaute wütend an seiner Unterlippe. Verdammte Trieselei. Kein Wunder, wenn man dabei die Orientierung verliert.
Je länger er auf die Karte starrte, desto klarer wurde ihm alles. Lächerliche hundert Meter hatte der Fehler betragen – anfangs. Dann hatte sich die Abzweigung vom vorgesehenen Weg immer mehr vergrößert. Dadurch waren sie jetzt schon einige Kilometer aus dem Übungsgelände heraus!
Was konnten sie jetzt tun? Zurückfahren? Versuchen, querfeldein auf den richtigen Weg zu gelangen? Der Feldwebel zauderte einen Moment. Nein! entschied er dann, der Zeitverlust wäre zu groß. Er wollte versuchen, von der anderen Seite an die Höhe heranzukommen. Sein Finger fuhr über die Karte, suchte die günstigste Abzweigung. Ja, hier entlang müßte es gehen.
„Auf der Straße weiter!" befahl Steingart. „Beim übernächsten Feldweg rechts abbiegen!"
„Nicht verzagen, Steingart fragen", sang der Ladeschütze aufmunternd durch die Bordsprechanlage.
„Wipp, Vogel...", knurrte der Kommandant halb drohend, halb belustigt; doch jener verhielt sich schon wieder mucksmäuschenstill.
Immer wieder schaute Uwe Steingart auf die Karte. Seine Augen schmerzten vor Anstrengung. Das hätte verdammt schiefgehen können, fuhr es ihm durch den Kopf. Die Asphaltstraße führte genau in die Kreisstadt. Minuten später atmete er befreit auf. Die Gleisketten zermahlten lehmige Erdbrocken des Feldweges. Jetzt noch ein kleines Weilchen schnelle Fahrt, dann würde man es geschafft haben. Doch gleich kamen ihm wieder Zweifel. Fuhren sie nun auch wirklich richtig? Jetzt müßte doch eine Weggabelung kommen!
Ein halblauter Seufzer der Erleichterung – da war sie ja schon. Aufatmend wischte sich Steingart über die schweißfeuchte Stirn. Nun konnte nicht mehr viel passieren.
„Rechts einbiegen!" befahl er ruhig. Plötzlich

ging es wieder los, wie vorhin auf dem Fluß. Der Panzer drehte sich um seine Achse, als sei er in einen mächtigen Wasserstrudel geraten. Das konnte doch wohl nicht mit rechten Dingen zugehen! Hier war kein Fluß oder Kanal, in den man unvermittelt hätte fallen können. Da stand das Fahrzeug auch schon mit einem Ruck.
„Was ist los, warum geht es nicht weiter?" fragte der Feldwebel aufgeregt nach unten. Gefreiter Wenzel räusperte sich verlegen.
„Antworten Sie doch!" brüllte Steingart los. Er konnte nicht mehr an sich halten. Zuviel war bereits auf ihn eingestürmt. Daß der verantwortungsvolle Kampfauftrag, den er mit seiner Besatzung übernommen hatte, nicht leicht zu erfüllen sein würde, das hatte er schon vorher gewußt. Gerade das Komplizierte daran, das Ungewöhnliche hatte ihn ja gereizt. Dazu die Möglichkeit, sich zu bewähren, das kleine Kollektiv bei selbständigem Handeln noch fester zusammenzuschweißen, auch die Aussicht auf Lob und Anerkennung...
Daß allerdings eine unangenehme Überraschung die andere jagen würde, damit hatte er nicht gerechnet, seine beiden Genossen bestimmt auch nicht. Die verließen sich ja auf ihn. Wenzel zum Beispiel... Ein häßlicher Verdacht stieg in ihm auf. Natürlich, der Gedanke lag nahe, daß dieser Liederjan wieder was verbockt hatte. Wie ein Sturmwind war seine gewohnte Selbstbeherrschung durch die Schwierigkeiten der letzten halben Stunde hinweggefegt.
„Na los, sag schon", schrie er den Fahrer an, „hast wieder geschludert, Mist gebaut. Mach schon den Mund auf!"
Selbst erschrocken über diesen plötzlichen Ausbruch, preßte er die Lippen zusammen. So ging's natürlich nicht. So durfte er sich nicht gehenlassen, schon gar nicht in einer solchen Situation. Was konnte er denn von den Genossen verlangen, wenn er selbst durchdrehte.
„Entschuldigung!" sagte er, sich zur Ruhe zwingend. „Also, was ist?"
„Alles aus", murmelte der Gefreite tonlos. „Feierabend. Ein Lenkhebel ist gebrochen."
Hastig arbeitete sich der Kommandant zum Fahrersitz vor. „Machen Sie keine Witze!" knurrte er dabei. Doch dann sah er es selbst: Das war kein Witz und auch nicht die Folge irgendeiner Schluderei des Gefreiten. Hier handelte es sich offensichtlich um einen Materialfehler.
Schweigend blickten die Genossen einander an. Niedergeschlagenheit spiegelte sich in ihren Gesichtern. Bis hierher hatten sie alle Schwierigkeiten, die ihr gewiß nicht leichter Kampfauftrag mit sich brachte, gemeistert. Und nun, wenige Kilometer vor dem Ziel, sollten sie endgültig scheitern?
„Funken!" meldete sich Wippvogel zu Wort. Steingart winkte ab. Er hatte striktes Funkverbot, das nur zwei Ausnahmen zuließ: Erstens die Übermittlung der Aufklärungsergebnisse oder zweitens die Meldung, daß der Auftrag absolut nicht auszuführen sei. Doch das mußte sich erst einmal herausstellen.
„Wir marschieren", entschied er kurz entschlossen. „Die Station wird ausgebaut – zu dritt kriegen wir alles weg."
Vielleicht schaffen wir es noch zu Fuß, dachte er. Dann ist noch nichts verloren. Einen schicke ich sofort wieder zurück als Wache, den anderen behalte ich bei mir.
„Ja aber..., wieso..., was denn...", stotterte Kurt Wenzel entsetzt. „Was wird aus dem Panzer? Der soll doch nicht etwa hier allein..."
„Doch, der bleibt einstweilen so stehen", ergänzte Steingart hastig. „Versteht doch, es geht gar nicht anders", setzte er gleich darauf hinzu, als er sah, daß auch Wippvogel ein sehr bedenkliches Gesicht machte. „Es ist unsere letzte Chance, den Kampfauftrag zu erfüllen. Der Kommandeur und all unsere Genossen vertrauen darauf, daß wir es schaffen."
Obwohl der Feldwebel alles, was er an Mut und Zuversicht in sich trug, in diese Worte legte, konnte er es nicht verhindern, daß seine Stimme zitterte. Denn es fiel ihm keineswegs leicht – wie es den anderen vielleicht erscheinen mochte –, das ihm anvertraute Fahrzeug zu verlassen. Er kam sich beinahe wie ein Igel vor, dem man das schützende Stachelkleid vom Leibe zieht. Und dann: Der Panzer hatte eine Menge Geld gekostet, das von fleißigen Menschen hart erarbeitet worden war. Von Arbeitern, Klassengenossen, die darauf vertrauten, daß damit sorgsam umgegangen würde, daß kein für den sicheren Schutz ihrer Hände Arbeit erübrigter Pfennig vergeudet oder unnützer Gefahr ausgesetzt würde. Es war eine schwere Verantwortung, die jetzt auf ihm lastete.
Andererseits: Rechtfertigte er das Vertrauen der Bürger seines sozialistischen Staates, dem er als Soldat diente, nicht vor allem dadurch, daß er unter allen Umständen seinen Kampfauftrag erfüllte? Wog diese Verantwortung nicht schwerer? Deutlich war dem Kommandanten der Widerstreit seiner Gedanken und Gefühle vom Gesicht abzulesen.
Junge, Junge, ging es dem Gefreiten Wenzel durch den Sinn, der ist gut. Macht Wind wegen der paar Schraubenschlüssel, die ich neulich liegengelassen habe – berechtigten Wind zwar, zugegeben –, und will selbst nun sogar alles stehen- und liegenlassen. Einfach Vorhängeschloß 'ran und ab. Oder wie sonst? Auch seine Miene verriet, was er dachte.
Uwe Steingart durchforschte blitzschnell sein Gedächtnis nach anwendbaren Bestimmungen aus den Dienstvorschriften. Aber niemand schien solch eine verfahrene Manöversituation vorausgesehen zu haben. Jedenfalls fiel ihm nichts Passendes ein – außer, daß er Kommandant war und zu entscheiden hatte. Er gab sich einen Ruck.

„Im realen Gefecht müßten wir's ganz genauso machen", erläuterte er mit knappen Worten seinen Entschluß. „Da gäbe es auch nichts anderes, als den Auftrag auszuführen – mit allen Mitteln. Und dann zu Fuß durchgeschlagen bis zu den eigenen Linien."
Unwillkürlich grinste Wippvogel. „Na, Kommandant", rutschte es ihm heraus, „da müssen wir den Panzer natürlich erst mal völlig unbrauchbar machen – wie im realen Gefecht. Er könnte ja sonst dem Gegner in die Hände fallen. Sprengstoff gefällig? Vielleicht ein Brandsatz? Oder soll's doch lieber nicht ganz so gefechtsmäßig sein?"
„Wipp, Vogel...", begann Steingart wie gewohnt; aber es klang anders als sonst, warnend und böse. Doch er sprach nicht zu Ende. Draußen quietschten plötzlich Bremsen. Alle fuhren zusammen. Hatte der „Gegner" sie entdeckt? Klar, wer sollte es sonst sein? Außerdem war das nicht schwer, stand doch der Panzer mitten auf der Weggabelung, recht auffällig.
„Funkverbindung herstellen!" befahl Steingart mit unbeweglichem Gesicht. Nun würde wohl nichts anderes übrigbleiben, als das Mißlingen der Aktion zu melden. Doch vorher müßte man immerhin erst einmal genau wissen... Vielleicht waren das nur zwei, drei Mann, mit denen sich zur Not fertigwerden ließ. Überrumpeln, dachte der Feldwebel, fesseln und knebeln, in den Panzer stecken – und dann ab mit deren Wagen! Er befreite seine Ohren von der jetzt störenden Kopfhaube, öffnete vorsichtig die Turmluke einen Spalt, duckte sich wie zum Sprung.
Dann malte sich Erstaunen in seinen Zügen. Er lauschte nach draußen und hörte russische Laute. Mit einem Satz schwang er sich hinaus. Vor dem Panzer stand ein Kübelfahrzeug, ein GAZ. Am Lenkrad saß ein Sowjetsoldat. Vom Sitz neben ihm erhob sich ein Leutnant.
„Kaputt?" fragte der Offizier. Feldwebel Steingart nickte, deutete, mühsam nach den Vokabeln suchend an, was geschehen war. Mitfühlend wiegten die sowjetischen Waffengefährten ihre Köpfe. Sie wußten was es heißt, einen Kampfauftrag nicht erfüllen zu können. Sie waren selbst Panzersoldaten – Tankisten, wie sie sagten. Die sowjetischen Genossen fragten, ob sie den Schaden einmal besehen dürften. Der Feldwebel erlaubte es resignierend. Hier würden ihm auch die Freunde nicht helfen können.
„Sie sprechen gut deutsch, Towarischtsch Leutnant", vermerkte er anerkennend. Der lächelte.
„Im Zivilberuf bin ich Deutschlehrer", erklärte der. „Eben haben wir unseren Kommandeur zu eurem Stab gebracht. Er wurde eingeladen, sich die Übung anzusehen. Doch ich war dort als Dolmetscher überflüssig. Euer Stabschef hat in der Sowjetunion studiert, und so hat mich mein Kommandeur mit einem neuen Auftrag zurückgeschickt."
Ganz genau betrachteten sich die beiden sowjetischen Genossen den Defekt. Hastig redeten sie miteinander. Vergebens bemühte sich Steingart, doch mehr als zwei, drei Worte hintereinander konnte er nicht verstehen.
„Warten Sie eine halbe Stunde!" sagte Leutnant Sidorenko schließlich. „Wir helfen Ihnen. Verlassen Sie sich darauf!" Eilig sprangen beide in ihren GAZ, und ehe Kommandant und Besatzung noch richtig begriffen hatten, was geschehen war, verschwanden schon die Schlußlichter des Wagens in der Ferne.
„Haben wir da auch nicht zuviel versprochen, Genosse Leutnant?" erkundigte sich der Soldat vorsichtig, während er mit Vollgas eine Bodenwelle nahm, so daß der Wagen einen Luftsprung wie von einer Schanze vollführte und hinter ihm der Sand nur so stiebte.
„Nein, Genosse Jurew", stieß Sidorenko zwischen den Zähnen hervor, sich krampfhaft an die Haltegriffe klammernd. „Es ist zu schaffen, und wir müssen es schaffen. – Kennen Sie unser Freundschaftszimmer?" fragte er dann unvermittelt.
„Selbstverständlich, Genosse Leutnant. Genossen der Nationalen Volksarmee haben doch mitgeholfen, es einzurichten. Von der Pateneinheit, mit der wir den Freundschaftsvertrag haben – falls Sie das sagen wollten."
„Wollte ich nicht, das habe ich vorausgesetzt. Ich meinte etwas anderes. In einer Vitrine liegen ein Verbindungsstück und ein Abstimmelement nebeneinander. Haben Sie die schon einmal gesehen?"
„Sind mir nicht aufgefallen", brummte der Fahrer. „Was ist denn damit?"
„Das Verbindungsstück gehört an eine Rohrwischerlatte zum Geschützreinigen. Es ist eine Art Schnellverschluß – ein Neuerervorschlag, mit dem uns die Genossen vom Nachbarregiment geholfen haben, wertvolle Zeit beim Zusammenschrauben der Lattenteile einzusparen."
„Und das Element?"
„Das haben sie uns auch geschenkt – als Andenken. Es ist defekt. Na, na kein Grund zur Verwunderung. Das war beim letzten gemeinsamen Manöver gewesen. Die Panzer der NVA griffen in unserer Gefechtsordnung mit an. Plötzlich setzte bei ihnen die Befehlsübermittlung aus. Wegen dieses Schaltkreises, wie sich hinterher herausstellte. Zum Glück hatte ein Genosse von uns die Panne bemerkt. Er steckte auf die Funkfrequenz der Freunde um und gab für sie die Befehle weiter. So rollte der Angriff, als wäre nichts geschehen."
Der Leutnant blickte auf die Uhr. „Verdammt wenig Zeit", murmelte er. „Na los, die Genossen verlassen sich auf uns."
Auch Feldwebel Steingart heftete immer wieder seinen Blick auf die, wie es ihm schien, über das Zifferblatt jagenden Zeiger. Schon dreiviertel zwei.

Fortsetzung auf Seite 42

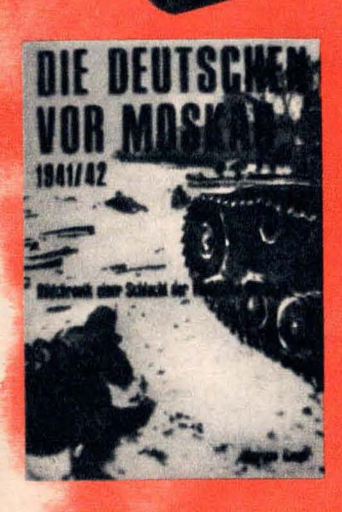



Großband
DER LANDSER
Die authentischen Erlebnisberichte zur Geschichte des Zweiten Weltkrieges
Zwischen Murmansk und Baku
Mit achtseitiger Bildbeilage

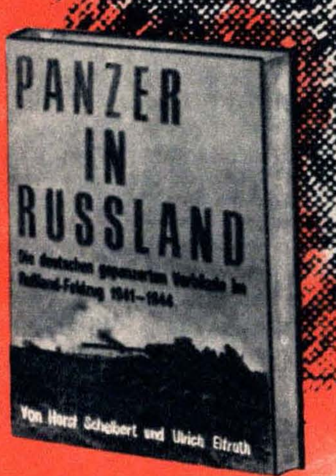

ROLLBAHN IN DIE HÖLLE
Der wandernde Kessel von Tscherkassy-Korsun


die europäische tragödie
Adolf
Hitler
1923
aus dem Er
leben 1945
darge
stellt


Landser


DIE DEUTSCHEN
VOR MOSKAU
1941/42


Einzelkämpfer
Das Weiße im Auge des Feindes


PANZER IN RUSSLAND
Die deutschen gepanzerten Verbände im Rußland-Feldzug 1941–1944
Von Horst Scheibert und Ulrich Elfrath



am Feind

„Wie war das im zweiten Weltkrieg? Der Soldat will's wissen." So hieß es in einer Anzeige, die im vergangenen Jahr in der Bundeswehrpresse stand.

Na schön, und was ist daran so schlimm? Bei uns gibt's doch auch genug Bücher und Filme über diese Zeit. Und unsere Soldaten interessieren sich sehr dafür.

Aber es ist wohl schon was dran, an dem Sprichwort: „Wenn zwei das gleiche tun, dann ist's noch lange nicht dasselbe." Ja ist es denn überhaupt auch nur das gleiche? Bei uns sind es die Erinnerungen und Erfahrungen sowjetischer Heerführer, die Berichte von Korrespondenten der Roten Armee, die Romane Konstantin Simonows – Bücher und Filme der Verteidiger und Sieger.

Und wofür wirbt zum Beispiel diese Annonce in den Bundeswehrzeitungen? Wie eigentlich gar nicht anders zu erwarten, verspricht sie: „Vom Originaltonband auf Platte: Wehrmachtsberichte, Sondermeldungen, Kampfschilderungen von der vordersten Linie, Signale, Märsche und Lieder." 30 Jahre nach seiner bedingungslosen Kapitulation gibt das „Oberkommando der Wehrmacht" seine aufputschenden Berichte über den „Polenfeldzug", den „Einsatz an der Ostfront" u. a. m. den Angehörigen der Bundeswehr bekannt. Wenn das keine trefflichen Unterrichtshilfen für die Herren Leutnante zur „politischen Bildung" ihrer Rekruten sind!

Allerdings stellen sie selbst für neunzehn- oder zwanzigjährige Bundeswehrsoldaten keine völlig neuen Töne dar. Da gab beispielsweise der Erich-Pabel-Verlag seit 1957 in der BRD an

die 1 000 sogenannte Landser-Hefte heraus. Sie werden vor allem von Zwölf- bis Zwanzigjährigen verschlungen.
„Ich bin 14 Jahre alt und lese mit Interesse die LANDSER-Hefte. Jeder junge Deutsche sollte an die Leistungen der Väter denken, und der Jugend sollte klargemacht werden, was Krieg bedeutet", heißt es in einem der Leserbriefe. Und in einem anderen: „Mein Lob für den LANDSER. Mit jedem gelesenen Band wird mir deutlicher, daß der LANDSER zu einer Art Fachliteratur emporwächst."
Die „Leistungen der Väter", an die der künftige Bundeswehrsoldat durch „LANDSER" erinnert wird, sehen etwa so aus: „Das Bajonett des Rotarmisten, das den Deutschen tödlich treffen sollte, dringt in den Stamm der Tanne ein, bleibt bis zur Hälfte stecken. Der Karabiner, an dem das Seitengewehr befestigt ist, federt auf und ab wie eine Speerspitze. Der Russe, durch die Gewalt des Stoßes aus dem Gleichgewicht gebracht, stürzt vornüber, und Oberleutnant Koller läßt seinen Gewehrkolben herabsausen."
In einem anderen Werk dieser „Art Fachliteratur" ist zu lesen: „,Das wäre ein Fressen für Russenpanzer', unkte einer. ,Wie damals an der Desna. Damals haben wir im Dreck vor der zerschmissenen Brücke gestanden und gewartet und gewartet. Auf einmal sind die Iwans mit Karacho in uns hinein und es hat Kleinholz und Hackfleisch gegeben! Wenn nicht zufällig Sturmgeschütze dahergekommen wären. . .'"
An solche „Draufgänger" aus der „alten Wehrmacht" soll also „jeder junge Deutsche" denken, wenn er zur Bundeswehr kommt. Und wer „listig und tapfer" wie sie gegen die „Iwans" kämpft, dem winken höchste Auszeichnungen und Orden. So schildert „LANDSER" seinen Lesern den Krieg.
„Was der deutsche Kommandotrupp tut, ist gut und von der Aufgabe her berechtigt. Das Verhalten des Gegners ist verantwortungslos oder falsch. Die positiven Eigenschaften Kameradschaft, Mut, Tapferkeit, Durchhaltewillen, Klugheit und desgleichen stechen so sehr hervor, daß sie Jugendliche durchaus dazu verleiten können, alles andere kritiklos zu übernehmen. Auch das Töten gehört zum Handwerk; hier gilt nur, was der Sache dient. Der Krieg wird so zur Bewährungsprobe für die obengenannten positiven Eigenschaften." So mußte selbst das nordrhein-westfälische Arbeits- und Sozialministerium die Wirkung der „LANDSER"-Hefte einschätzen. Doch sie erscheinen weiter. Mit einem Umfang von 60 bis 80 Seiten und einer Auflage von 80 000 bis 100000 Stück.
Auch in den Truppenbüchereien der Bundeswehr verherrlicht fast jeder dritte Titel auf ähnliche Art den faschistischen Krieg. Da stehen „Panzer in Rußland – Die deutschen gepanzerten Verbände im Rußland-Feldzug 1941–1944", wird „Adolf Hitler aus dem Erleben dargestellt" und die Antihitlerkoalition zwischen der Sowjetunion und den imperialistischen Westmächten als „Die europäische Tragödie" bezeichnet. Auf der am 17. Juli 1972 vom Führungsstab der Bundeswehr herausgegebenen „Empfehlungsliste für Buchanschaffungen in Truppenbüchereien" finden sich vor allem die Machwerke solcher Autoren wie des Nazi-Propagandisten Karl Bartz, des Schriftleiters der faschistischen Kriegsmarine Fritz Otto Busch, des „Reichskultursenators" und SS-Obersturmführers Edwin Erich Dwinger, des Mitarbeiters im Reichssicherheitshauptamt Wilhelm F. Flicke.
Von faschistischen „Heldentaten" berichten auch etwa 130 Divisionsgeschichten, 14 „Dokumentationen" zum zweiten Weltkrieg, 44 Memoirenbände in den Reihen „Profile bedeutender Soldaten" und „Landser am Feind" ebenso wie 94 Biografien u. a. über „Ritterkreuzträger".
Den „Kampfgeist der alten Truppe" würdigt auch der Bundeswehroffizier Hans von Gottberg, der ganz deutlich zu verstehen gibt, wer für die Bundeswehr der „alte und neue Feind" ist. In seinem „Das große Buch der Bundeswehr" (1972 erschienen) beschreibt er das so: „Längst hat der Richtschütze des Panzers Buchs den vorderen T 34 auf dem Zielstachel seiner Optik. ,Feuer. . .!' Im Luftdruck des eigenen Abschusses bricht die Panjebude über ihnen wie ein Kartenhaus zusammen. Drüben lüftet ein funkelnder Schlag den Turm des T 34 von seinem Drehkranz. In den aufgleitenden Geschützverschluß fährt eine neue Panzergranate. Ein Schlag auf die Abfeuerung! Treffer! Der nächste Panzer brennt. . . Ein vierter Russenpanzer bleibt stehen. Bei einem fünften schlagen Flammen aus dem Motor. . ."
So also siegten sie damals – jedenfalls in dieser „Art Fachliteratur" – gegen die „Bolschewistischen Untermenschen".
Und wenn heute deutsche (Bundeswehr-)Panzer zum Manöver nach Osten rollen, dann ist die Truppe in der entsprechenden Stimmung. Und eine BRD-Truppenzeitung kann dann über eine Übung der Panzerbrigade 15 berichten: „Auf der Höhe 416,3 hatte sich der Angriff festgefahren. Ein Bild wie aus einem Alptraum: So muß es gewesen sein, damals in Rußland, ein kleiner Haufen, die Igelstellung nach stundenlangem Kampf. Dieser Geist hatte die Truppe gepackt, und der Durchbruch gelang. Wie damals."
Diesen „Esprit de Corps" der BRD-Panzersoldaten weiß auch die amerikanische „Newsweek" zu loben. „Härte, Stolz und hohe Disziplin zeichnen die Pan-

„Der Spiegel" rückte erst zehn Monate später damit heraus: „Sie lagen vor Acapulco und hatten Musik an Bord." Im Unteroffiziersdeck des Schulschiffes „Deutschland" der Bonner Kriegsmarine feierten die Maate am 19. April 1972, am Vorabend von Hitlers Geburtstag, im Braunhemd, mit Hakenkreuz-Armbinde, dem „deutschen Gruß" und faschistischen Liedern. Und vom Tonband erklangen des Führers Reden.
Sie brüllten an Deck Matrosen ihr zackiges „Heil Hitler!"



Geister-Schul-Schiff

entgegen und stellten einen Obergefreiten barsch zur Rede, als er den „Führer"-Gruß nicht erwiderte. Kurz vor Mitternacht kreuzte einer von ihnen im technischen Leitstand auf und forderte: „Heil Hitler! Ich bin der Reichsführer. Legen Sie sofort die Backbordwelle still, sie stört meinen Schlaf!"
Zehn Tage nach dem Erscheinen dieses verspäteten Berichts lief die „Deutschland" von der Kieler „Tirpitz"-Mole zu einem Törn „rund um die Welt" aus, um die BRD in fremden Häfen zu repräsentieren. Selbstverständlich waren die Maate, die vor Acapulco Hitler gefeiert hatten, an Bord.
Und weitere zehn Monate danach – er nahm wohl an, daß die Geschichte inzwischen in Vergessenheit geraten war – stellte der Chef des Wilhelmshavener Marineamtes, Konteradmiral Günter Luther, in der Öffentlichkeit fest, „daß die Schulschiffe der Bundesmarine bis heute nicht nur ihren Ausbildungsauftrag, sondern auch ihren Auftrag als Goodwillbotschafter der Bundesrepublik im Ausland in jeder Hinsicht erfolgreich absolviert haben."
Naja – wenn man dereinst selbst auf einem Schulschiff des „Führers" Hitlers Geburtstag mit denselben Liedern gefeiert hat. Wenn man selbst „Für Führer, Volk und Vaterland" bei der Küstenfliegerstaffel 1/906 im „Fronteinsatz" über der Nordsee und dem Eismeer war. Wie soll man da einen Ausbildungsauftrag, bei dem die Geister auf seinem größten Kriegsschiff derart geschult werden, anders als „bis heute in jeder Hinsicht erfolgreich absolviert" einschätzen.

–zer

zersoldaten von heute aus. Ihrer Tradition bewußt, tragen sie ihre schwarzen Barette und ihre Uniform, die sie von anderen Waffengattungen unterscheidet. Ihre Väter gehörten einst zur Elite der Hitler-Armeen. Diese Soldaten bewegen sich mit sichtlichem Stolz zwischen ihren ausgezeichnet in Stand gehaltenen Panzern. Hier kann man feststellen, wie gering doch ein Generationsunterschied sein kann."
Wie damals, mit denselben „soldatischen Tugenden", gegen denselben Feind – das gilt jedoch auch in den anderen Waffengattungen der Bundeswehr. „Wie einst in Polen und in Flandern wird jeder Feind gestellt bis die letzte Festung fällt", heißt es da z. B. im „Panzergrenadierlied". Schließlich seien das nur „geschichtliche Tatsachen, an die man sich ruhig erinnern kann, da die soldatischen Leistungen hervorragend waren", lautet die Begründung eines Zugführers, weshalb er dieses Lied anstimmen läßt.
„Zum Vorbild der Bundeswehr wird immer mehr die alte deutsche Wehrmacht", stellte auch die BRD-Illustrierte „Stern" am 26. September 1974 fest.
Wie einst den Feind in Polen zu stellen, wie damals in Rußland den „Russenpanzer" auf den Zielstachel seiner Optik zu nehmen und auch den Gewehrkolben auf den „Iwan" herabsausen zu lassen – was solche „soldatischen Leistungen und Tugenden" mit dem von Leber verkündeten sogenannten Verteidigungsauftrag der Bundeswehr zu tun haben, das verstehe, wer da kann. Ich nicht! Ich weiß nur, daß es niemandem schaden kann, wenn wir uns noch gründlicher damit befassen, wie das im zweiten Weltkrieg nun wirklich war. Das mit dem vertragsbrüchigen Überfall auf die Sowjetunion und das bei der Verteidigung des Sozialismus. Und zwar anhand der Erfahrungen der Sieger.

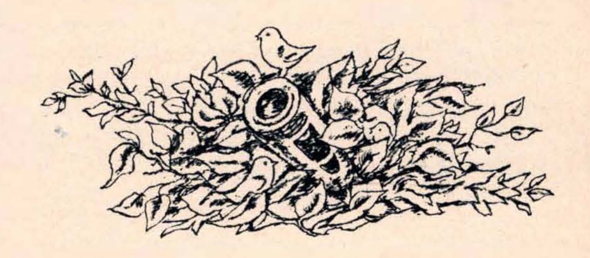
Oberleutnant K.-H. Melzer

Unterwegs zur Höhe 113

Fortsetzung von Seite 36

Er rechnete. Würde man sofort losmarschieren, könnte man noch vor Sonnenaufgang an Ort und Stelle sein. Eine halbe Stunde später wäre es gewiß zu spät.
Ratlos starrte der Feldwebel in die Nacht. Seine Genossen blickten ihn erwartungsvoll an; denn von der Entscheidung des Kommandanten hing jetzt alles ab.
Doch konnte man einfach so loslaufen? Die sowjetischen Genossen würden es sicherlich nicht verstehen, würden es als mangelndes Vertrauen auffassen. Aber wenn sie keine Hilfe bringen konnten? War das in dreißig Minuten überhaupt möglich? Außerdem mußte man jeden Augenblick mit dem Auftauchen des „Gegners" rechnen. – Eine äußerst verzwickte Lage.
Zwei Uhr. Fünfzehn wertvolle Minuten waren verstrichen. Der Panzerkommandant richtete sich entschlossen auf.
„In fünf Minuten", sagte er, „marschieren wir ab!" Dem Fahrer befahl er, zunächst beim Fahrzeug zu bleiben. Er erklärte ihm den Weg, zeigte auf der Karte, wohin sie sich wenden würden.
Als die fünf Minuten verstrichen waren, marschierten sie los. Sekunden später hatte sie die Dunkelheit verschluckt.
Doch so zügig, wie Steingart gedacht hatte, ging es in der Dunkelheit nicht voran. Zumal Wippvogel und er ja nun auch noch das mitschleppen mußten, was eigentlich Wenzel zugedacht war. Keuchend stapften sie vorwärts. Bald setzten sie ihre Füße nur noch mechanisch. Sie verloren das Zeitgefühl, und es schien ihnen, als marschierten sie schon seit einer Ewigkeit so.
Plötzlich hörten sie hinter sich ein Geräusch.
„Deckung!" befahl Steingart und warf sich selbst hinter einen Busch. Eilige Schritte tappten heran. Ein „gegnerischer Melder? Ein Aufklärer? Hatte er den Panzer entdeckt und wollte nun seinen Kommandeur verständigen?
Blitzschnell sprang der Feldwebel hoch und stürzte sich zusammen mit dem Ladeschützen auf den Unbekannten, stopfte ihm ein Tuch in den Mund. Sie würden ihn geknebelt und gebunden mitschleppen müssen. Allerdings nicht, ohne ihm eine ordentliche Portion ihres ansehnlichen Marschgepäcks auf den Rücken geschnallt zu haben.
Doch dann stutzten sie, gaben den Gefangenen frei, befreiten ihn von dem Knebel. Der „Gefangene" war Kurt Wenzel, ihr Fahrer. Aufgeregt sprudelte er los: „Die Freunde! Sie sind schon bei der Arbeit! Kommt sofort zurück!"
Entgeistert schaute der Feldwebel auf das Leuchtzifferblatt seiner Armbanduhr. Es war zwei Uhr zwanzig. Rechnete man die Zeit ab, die Wenzel gebraucht haben mußte, um sie einzuholen, so blieben rund fünfundzwanzig Minuten. Nicht mehr als fünfundzwanzig Minuten hatten die sowjetischen Genossen also gebraucht, um ihr Versprechen einzulösen. Das war phantastisch – fast unglaublich.
Im Eilmarsch, trotz ihrer schweren Last nahezu rennend, hetzten Steingart und seine Männer zurück. Keuchend und schwitzend langten sie bei ihrem Panzer an – und blieben verblüfft stehen. Da war ja eine ganze Hilfsexpedition eingetroffen! Zwei, drei, vier Sowjetsoldaten hantierten bei abgeblendetem Licht mit Zangen und Schraubenschlüsseln. Einer schleppte einen Lenkhebel heran – komplett, mit Kulisse. Der Leutnant nickte mit einem breiten Lächeln auf dem ölverschmierten Gesicht seinen Kampfgefährten und Klassengenossen zu, deren Freude und Dankbarkeit ihm nur so entgegenstrahlten.
„Ausruhen, bitte", sagte er, „wir sind gleich fertig!"

Gemächlich kam die Sonne hinter dem Horizont empor. Ihre Strahlenfinger huschten auch über das Laub der Büsche auf der Höhe 113, zwängten sich durch das Geäst, langten neugierig in Gesteinsspalten und Erdlöcher. Ungestört regte sich die erwachende Natur.
Und dennoch atmeten in diesem Augenblick auch Menschen auf jener einsamen Höhe – Soldaten! Der mächtige Herzschlag ihres stählernen Gefährts hätte die fröhlichen Vogelstimmen zu erschrockenem Verstummen bringen können. Aber schlafend verbarg es sich unter schützenden Zweigen und Blättern. Auch seine ebenso unsichtbaren Beherrscher regten sich kaum. Doch keiner von ihnen schlief. Sie spähten in den Morgen hinaus, bereit, ihre Aufgabe zu vollenden.
Vergessen waren Ärger, Zweifel und alle Schwierigkeiten. Mut und Zuversicht erfüllten dafür jeden der drei jungen Männer – und dazu Vertrauen. Vertrauen zu sich selbst und zu dem Genossen neben sich, grenzenloses Vertrauen vor allem in die unbesiegbare Kraft der Waffenbrüderschaft.



Kurs liegt an: 30 Grad



AR Reporter Oberstleutnant Ernst Gebauer versuchte sich als Steuermannsgastgehilfe auf einem MSR-Schiff

Im allgemeinen bereite ich mich auf jede Reise vor. In besonderen Fällen äußerst gründlich. Als ich unlängst zu einer Navigationsbelehrungsfahrt eingeladen wurde, suchte ich als „Landei", dem Ereignis gebührend gewappnet gegenüberzutreten.

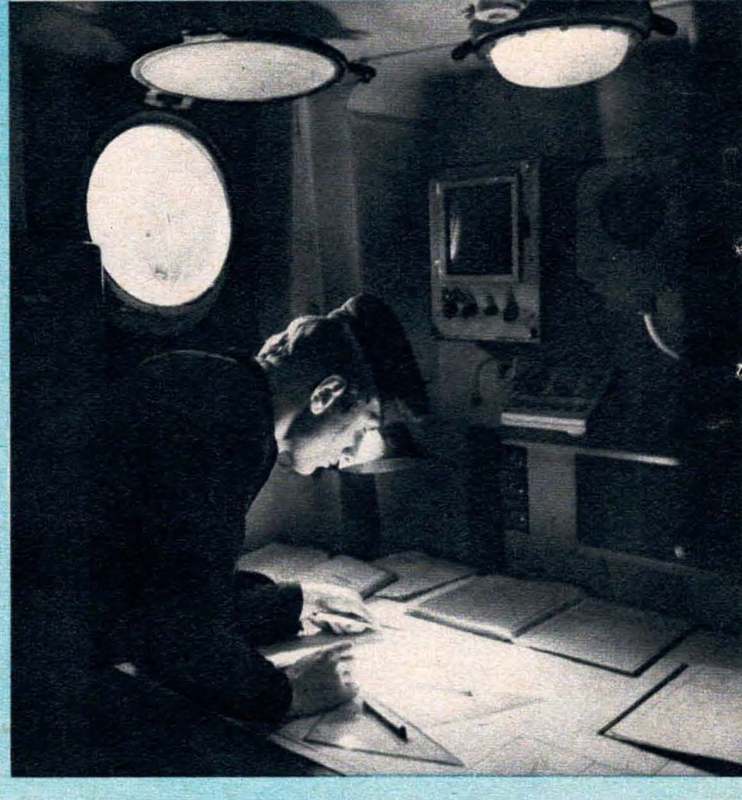
Ich untersuchte das Wort Navigation, fand das griechische navigare und konnte es mit dem deutschen Segeln vergleichen. Mein Wissensdurst war geweckt. Allein mit dem Segeln war nichts anzufangen, sind doch Segelschiffe nicht mehr modern. Ich kramte weiter in Historie.

Schon die ersten Seefahrer legten Landmarken an, später Leuchttürme. Heute noch steht an der NW-Spitze Spaniens „La Coruna" aus dem Jahre 98 u. Z. . . .

Die Mikronesier der Marshellinseln banden Stäbe zu Gittern zusammen, ordneten darauf Muscheln so an, daß sie sich daran die Wege zu den vielen Inseln merken konnten . . .

Die Eskimos wieder schnitzten

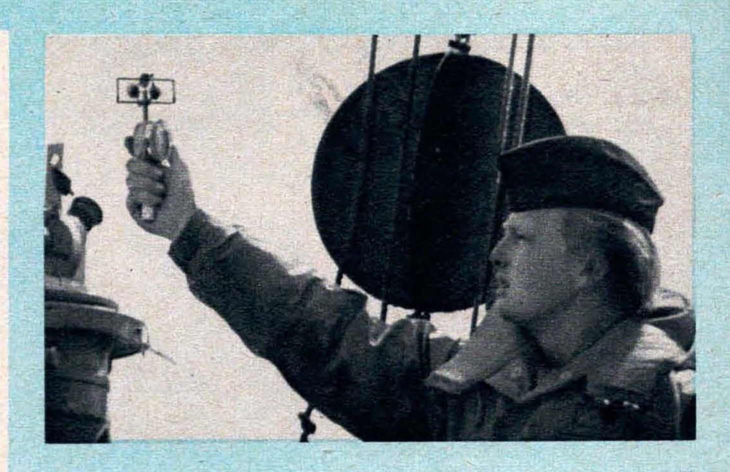
in Hölzer das Küstenrelief mit den Fjorden Grönlands . . .
Die alten Griechen benutzten ihre Peripli, Reisebeschreibungen des Küstenverlaufs. Eine Ähnlichkeit mit den heutigen Nautischen Handbüchern ist frappierend, wenn man zwei Textstellen vergleicht.
Peripli: (450 v. u. Z.): „Aus See kommend siehst du ein niedriges Land, vor dem kleine Inseln liegen. Bist du näher gekommen, so siehst du die Stadt an der See, eine weiße Düne . . ." Ostseehandbuch (1962 u. Z.): „. . . ist ein kleiner Handelsplatz mit etwa 3 300 Einwohnern am inneren Ende des weit in das Land einschneidenden, schmalen Valdemarsvik. Auf der Reede ist guter Ankerplatz . . ."
Im 11. Jahrhundert war die Handhabe des eben erfundenen Kompasses noch recht umständlich. Vor jeder Richtungsbestimmung wurden Eisennadeln magnetisiert, diese kamen dann in Strohhalme. Der Strohhalm wurde in eine Schale mit Wasser gelegt und mit einem Magneten im Kreis herumgedreht, dann der Magnet entfernt. Erst jetzt stellte sich die Nadel in Nordrichtung ein. Bei Seegang eine artistische Arbeit.
Der heutige Kreiselkompaß ist ein Kind des 20. Jahrhunderts.
Mit der Kenntnis dieser und anderer Historien begab ich mich an Bord der „Stralsund". Frühzeitig legten wir am nächsten Morgen ab. Längs der Küste





steuerten wir nach Ost. In einer mäßigen Grundsee holte das Schiff leicht über.
Seitdem wir die Hafenmole passiert hatten, befand ich mich an Deck. Da stand der Kompaß. Allerdings mühte man sich nicht mehr fluchend, trotz Seegangs Wasser und Strohhalm in einer Schale zu halten. Doch soll mancher Matrose auch heute noch den Kompaß verwünschen, dann nämlich, wenn er seine Messingteile zu putzen hat.
Die Seekarten in dem Kartenraum ließen auch nur einen vagen Vergleich mit den Hölzern der Eskimos zu. So angeregt, fragte ich nach einer Story aus der heutigen Nautik. Prompt wurde mir Bescheid gegeben. Es soll vor nicht langer Zeit während der Steuermannsausbildung passiert sein . . .
Der Kommandant verlangte den Schiffsort. Zwei angehende Steuerleute maßen die Winkel zu ausgewählten Landmarken. Sie beschickten mit den Ergebnissen die Seekarte, erstatteten dem Kommandanten Meldung. „Na, dann nehmen sie die Mützen ab, Genossen Unteroffiziersschüler. Wir laufen soeben in die Dresdner Gemäldegalerie ein!" Soll der Kommandant auf die Meldung hin verlangt haben.
„So'n Bart", konnte ich mir nicht verkneifen zu sagen. Das habe doch schon vor Urzeiten unter der Rubrik Seemannslatein in der AR gestanden.
Das hätte ich nicht sagen sollen. Um meine Gastgeber nicht noch mehr zu verärgern, ließ ich mir die Sache mit der Winkelmessung erklären und probierte es schließlich selbst. Ich fing klein an.

NAVIGATION VON A BIS Z



Maat Bräuning mit dem Windmesser. Die Ergebnisse seiner meteorologischen Beobachtungen gelangen in den Kartenraum (links oben). Leuchtturm oder Kirche – das ist hier die Frage (unten).

Ansteuerung, einzuhaltene Richtung zu einem Ziel wie Hafeneinfahrt, Fahrwasser und dgl.

Bogenminute, der sechzigste Teil des Abstandes zwischen zwei Längengraden am Äquator und dort 1 852 Meter lang. Diese Länge wird Seemeile genannt.

Fahrwasser ist jeder für Schiffe benutzbare Wasserweg. Sein Verlauf ist ganz oder zum Teil durch Seezeichen (Tonnen) gekennzeichnet.

Kurs ist die Richtung vom Abfahrtsort des Schiffes zu seinem Bestimmungsort.

Landmarken, alle von See aus sichtbaren, vermessenen und in die Seekarten eingetragenen Landobjekte wie Schornsteine, Häuser, Wälder und Berge, sowie die speziell für die Seefahrt aufgestellten Seezeichen.

Peilung ist die Richtungsbestimmung zu einem Orientierungspunkt vom Schiff aus.

Schiffsort ist der Standort eines Schiffes während der Fahrt. Er wird nach den gesteuerten Kursen auf der Grundlage von Peilungen und den navigatorischen Methoden festgestellt.

Sextant ist ein Spiegelmeßinstrument. Mit ihm werden in der terrestrischen Navigation Horizontalwinkel und Vertikalwinkel gemessen. Der Name des Geräts stammt von der Form der Instrumentenebene. Sein Grundkörper bildet einen Kreisausschnitt von 60 Grad, also ein Sechstel des Kreises.

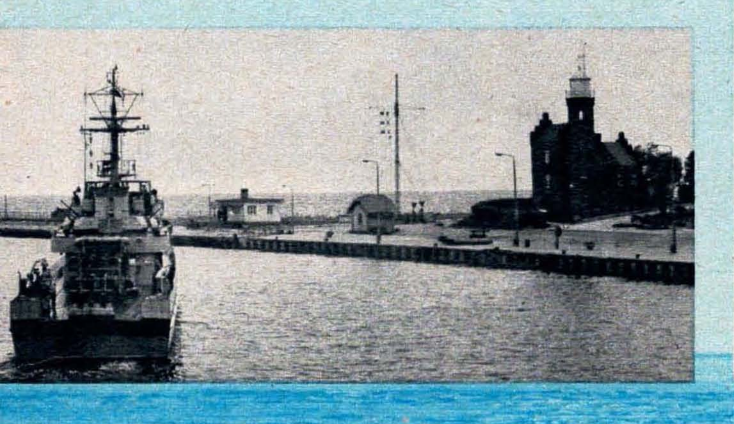
Standlinien sind die Grundlage der Schiffsortbestimmung. Sie sind mit dem Begriff geometrischer Ort oder Ortslinie aus der Mathematik gleichzusetzen.

Steuermannsgast, Mannschaftsdienstgrad im Gefechtsabschnitt Navigation eines Kampfschiffes. Er hat u. a. folgende Aufgaben zu erfüllen: Eintragen des Schiffsweges in die Karten, Schiffsortbestimmungen, Ruderführung, Wetterbeobachtung, Wartung und Pflege nautischer Hilfsmittel. Grundvoraussetzungen dafür sind: Kenntnisse und Fertigkeiten der Navigationslaufbahn, Beherrschung der Gefechtsorganisation des Schiffes, ausgezeichnete militärische Disziplin.

Steuermannsmaat, Unteroffiziersdienstgrad im Gefechtsabschnitt Navigation.

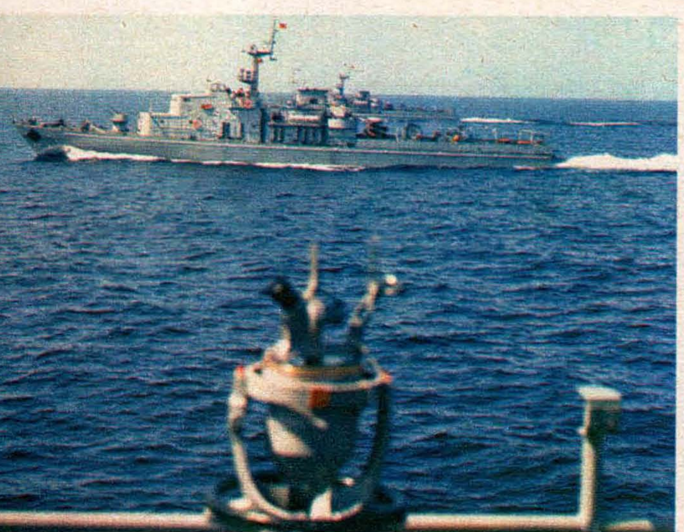
Terrestrische Navigation (terra lat. = die Erde), umfaßt alle Verfahren der Navigation bei Küstensicht unter Nutzung bekannter Landobjekte (s. Landmarken).

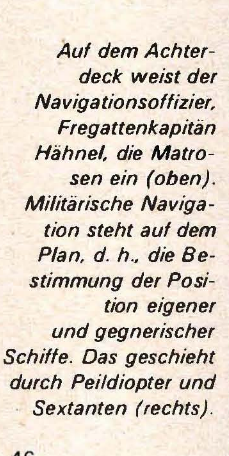
N W O S
Kurs liegt an: 30 Grad



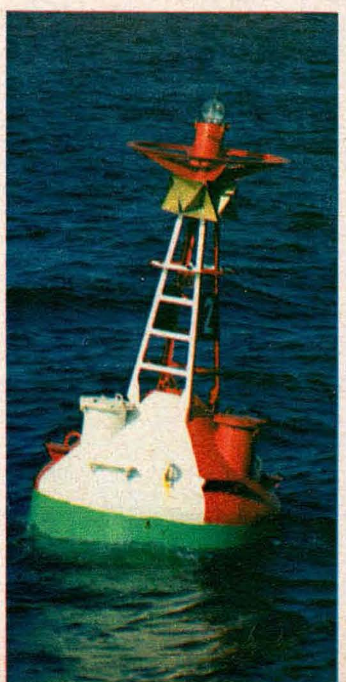
Steuerbords kam ein Leuchtturm in Sicht. Der Steuermannsgast holte die Peilung: rechtweisend 117 Grad, und zeichnete sie als Standlinie in die Karte vom Leuchtturm aus seewärts ein. Ich maß mit dem Sextanten den vertikalen Winkel zwischen der Laterne des Turms und der Wasserlinie am Strand. Mein Ergebnis: 46 Bogenminuten. Die Höhe des Turmes von 75 m war uns aus den nautischen Unterlagen bekannt. So berechneten wir nach der Arbeitsformel: Abstand $= \frac{13 \times 75}{7 \times 46}$ und erhielten das Ergebnis von 3 sm.

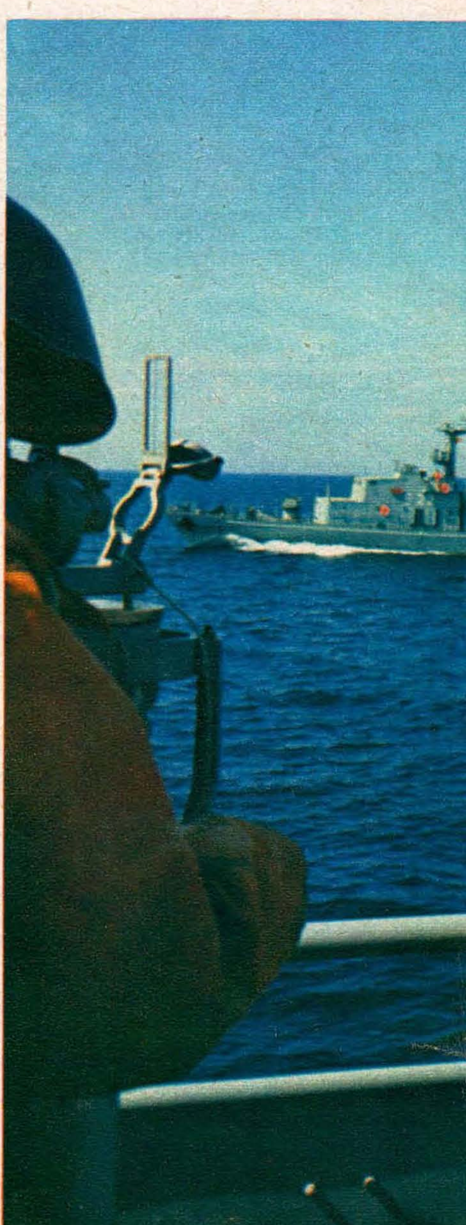


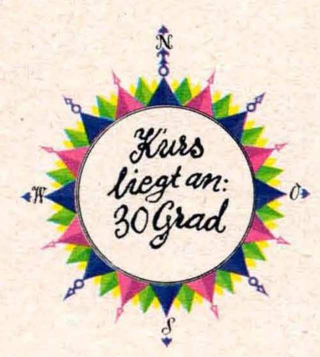




Auf dem Achterdeck weist der Navigationsoffizier, Fregattenkapitän Hähnel, die Matrosen ein (oben). Militärische Navigation steht auf dem Plan, d. h., die Bestimmung der Position eigener und gegnerischer Schiffe. Das geschieht durch Peildiopter und Sextanten (rechts).







Diese Distanz wurde von uns auf der Karte in einem Kreisbogen um den Leuchtturm herum geschlagen.
Dort, wo sich der Kreisbogen mit der Standlinie schnitt, war unser Schiffsort. Der Steuermannsmaat bestätigte die Richtigkeit unserer Rechnung.
Nun war mein Tatendrang geweckt. Das mußte wohl der Maat bemerkt haben. Er gab mir und dem Steuermannsgasten den Auftrag, drei Landobjekte auszumachen. Wir fanden sie: Einen Leuchtturm A, ein Silo B, einen Kirchturm C. Wir gingen an die Arbeit. Beide nahmen wir einen Sextanten, stellten uns nebeneinander. Der Stabsmatrose maß den Horizontalwinkel zwischen A und B, ich den Horizontalwinkel zwischen B und C. Der Maat hatte inzwischen die drei Marken auf der Karte mit Linien verbunden. Ich sollte nun unsere Ergebnisse eintragen, zu A–B 50 Grad, zu B–C 100 Grad. Gesehen hatte ich vorher auf der Karte, daß die Winkel über 90 Grad landwärts angetragen werden. Aber immer wieder schüttelte der Steuermannsmaat den Kopf. Meine Linien trafen sich nicht an dem erwarteten Schnittpunkt, son-



dem ragten recht weit ins Land hinein. Ich dachte unwillkürlich an die Dresdner Gemäldegalerie. Man soll eben nicht vorlaut sein. Ich sah also beiden nochmals auf die Finger. Da dämmerte es mir. Zwei bestimmte Winkel hatte ich vergessen zu bilden...

Während ich noch mit meinem Ungeschick haderte, sahen Steuermannsmaat und Steuermannsgast dauernd durch die Ferngläser. Wir fuhren auf die Küste zu. In einem polnischen Hafen sollte festgemacht werden.

Der Grund ihres Eifers: Das Fahrwasser der Ansteuerung und auch die Hafeneinfahrt sind dort äußerst schmal, die Gewässer vor dem Hafen voller Untiefen. Der Kommandant verlangte ständig den Schiffsort. Meine beiden Lehrmeister kamen aber nicht ob der vielen Zahlen ins Schwitzen, sondern wegen zweier Landmarken. Leuchtturm und Kirche des Städtchens stehen annähernd in der gleichen Standlinie. Obwohl sie verschiedenen Zwecken dienen, ist ihre äußere Gestalt fast gleich. An die Ostseite des Leuchtturms war ein Haus angebaut. Aus fünf Seemeilen Entfernung wirkte der ganze Bau wie ein Kirchturm mit Kirchenschiff. Andererseits konnte man die Kirche ebenso für den Leuchtturm halten. Alle Manöver für die Ansteuerung waren aber auf den Leuchtturm zu beziehen. Eine Verwechslung hätte also böse Folgen für das Schiff haben können. Als wir schließlich sicher durch die enge Hafeneinfahrt schlüpften, war ich von der Schiffsführung begeistert. Kaum einen Meter war zu den Steinquadern der Hafenmolen jeweils back- und steuerbords Platz.

Als wir unsere Reise fortsetzten, blieben wir auch weiter dicht unter der Küste. Wieder studierten die Steuerleute das Ufer, suchten dort nach Besonderheiten. Auch wenn wir nicht in die Häfen einliefen, so wurden doch die Ansteuerungen zu ihnen errechnet.

Wie trügerisch kann doch Wasser sein. Dort, wo sich die Sonne glitzernd im Wasser spiegelte, lauerten Untiefen, große Steine und Wracks. Strömungen drückten unser Schiff aus dem Kurs, nötigten den Kommandanten zu Kurskorrekturen. Selbst Stabsmatrose Schaufert – als Hochseefischer war er schon

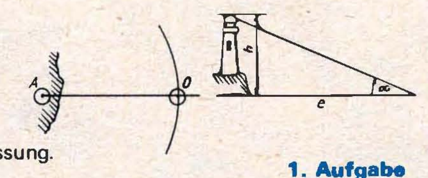
Kleine Navigations-Knobelei

Unser Ruf geht an Seemollis, Landratten und Himmelstürmer. AR ermöglicht allen, sich ein wenig in der Navigation zu versuchen. Nur nicht gleich abwinken und die Segel streichen! Wer sich an seine Geometriestunden erinnert, dem wird nach kurzer Zeit ein Leuchtfeuer aufgehen. In seinem Scheine sollte er flugs die Antwort auf einer Postkarte an die AR schicken. Aber bitte keine ellenlangen Positionsgeschichten. Wir suchen insgesamt nur drei Begriffe.

Unter den Lesern, die uns richtig anpeilen, losen wir fünf Gewinner aus, denen wir je 30 Mark zusenden.

Unsere Ansteuerung: Redaktion Armee-Rundschau
1055 Berlin, Postfach 46130
Kennwort: Navigation
Einsendeschluß: 30. April 1975 (Poststempel)

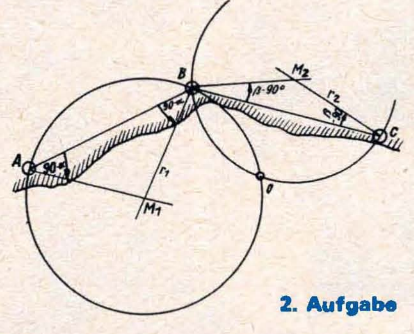
Prinzipskizze zur Schiffsortbestimmung nach Abstand und Peilung mittels Vertikalwinkelmessung.



1. Aufgabe

Unsere Frage:
Auf welcher Funktion beruht hier die Berechnung?

Prinzipskizze zur Schiffsortbestimmung durch Doppelwinkelmessung.



2. Aufgabe

Unsere Frage:
Vom Schiffsort O wurde der Horizontalwinkel zwischen A und B mit 50 Grad ermittelt, der Horizontalwinkel zwischen B und C mit 110 Grad. Die Winkel α und β auf der Zeichnung entsprechen aber nicht diesen Werten. Unsere Zeichnung zeigt die beiden Winkel, die der Reporter nach den erzielten Meßergebnissen nicht errechnet hat. Wie heißen sie?

Maat Lochmann und Stabsmatrose Neumann bei Wartungsarbeiten am Mutterkompaß der Kreiselanlage, die im Schiffsinnern installiert ist. Mit ihr verbunden sind Tochterkompasse an den verschiedenen Stellen des Schiffes.

im Nordmeer gefahren – hatte hier als Steuermannsgast, wenn es abends an der Küste nur so blinkte und blitzte, seine Not, die richtigen Feuer für die Schiffsortbestimmung auszumachen. Maat Bräuning gestand noch Tage später seine Zweifel während der Ansteuerung des polnischen Hafens: „Ich war erst beruhigt, daß wir die richtige Peilung zum Leuchtturm hatten, als ich beide Landmarken mit bloßem Auge auseinanderhalten konnte!"

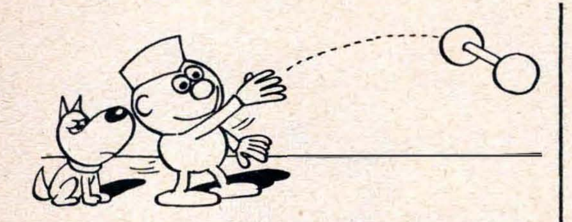
Mit einem verständnisvollen Lächeln quittierte Fregattenkapitän Hähnel die Meinung des Maaten. Sicher ist es dem erfahrenen Navigationsoffizier vor Jahren auch einmal so ergangen, denn er fügt hinzu: „Die südwestliche Ostsee ist ein enges und stark befahrenes Gewässer. Deshalb wird nach der terrestrischen Navigation gefahren. Die Landmarken, die zur Bestimmung des Schiffsortes gebraucht werden, stehen oft mitten zwischen anderen auffälligen Objekten. Trotz Seekarten, Handbüchern, Tabellen sollten die Genossen des Gefechtsabschnitts Navigation einmal die wichtigsten Kurse durch eigenen Augenschein kennengelernt haben, damit sie in diesem Navigationsgebiet später zu fahrende Gefechtsaufgaben schnell und sicher lösen können. Ich glaube, das haben wir mit der jetzigen Fahrt erreicht!"

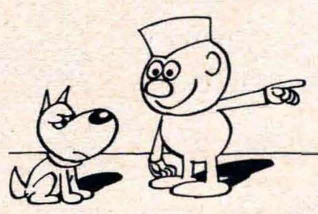
Ziehe ich ein Fazit der Reise, dann war sie auch für mich belehrend. Wohl kaum werde ich jemals ein Schiff zu steuern haben. Nur hat sich der Lieblingssatz meines früheren Klassenlehrers in der Praxis ein weiteres Mal bestätigt: „Lernt nur Jungens, ihr werdet es im Leben mal brauchen können!" Ich glaube, er hat es auch im Mathe-Unterricht gesagt, wenn nicht gar damals, als wir die Winkelfunktionen bimsten.






ar





Mein Kumpel Fredi unterstellte mir Orientierungsverluste beim gestrigen Alarm. Er meinte, ich hätte in meinen Klamotten ziellos herumgewühlt. Daraufhin schleuderte ich ihm an den Kopf, daß ich trotzdem die Normzeit unterboten hätte, das würde nämlich zählen. Außerdem riet ich ihm, seinen Kopf schnellwiederzuzuklappen, denn beim letzten Geländemarsch hätte *er* die Orientierung verloren, was der in die Irre geleiteten Gruppe sehr sauer ankam. Leute, ihr seht, daß die Richtung schon stimmen muß, will man ans geplante Ziel kommen. Das soll diesmal auch Thema meiner T-17-Plauderei sein.

Ich habe nachgelesen und will euch nun sagen, wie man sich ohne Kompaß in der Botanik zurechtfinden kann. Beginnen wir gleich ohne Zögern mit T-17/1. Wo Licht ist, ist auch Schatten – das hilft uns in oben genanntem Sinne kolossal. Man kann die Himmelsrichtung nach Sonne und ihrem Schatten wie folgt feststellen: Die Sonne steht um 06.00 Uhr etwa im Osten, folglich weist der Schatten nach Westen; und so geht es auch weiter, Sonne um 09.00 Uhr im Südosten, Schatten im Nordwesten; Sonne um 12.00 Uhr im Süden, Schatten im Norden; Sonne um 15.00 Uhr im Südwesten, Schatten im Nordosten; Sonne um 18.00 Uhr im Westen, Schatten im Osten. Das wäre der Sonnenkompaß.

Mit T-17/2 will ich erläutern, wie man die Himmelsrichtung mit Uhr und Sonne bestimmen kann. Gesetzt den Fall, man ist im Besitz einer Uhr, dann macht man das so: 1. Uhr waagerecht halten und so drehen, daß der Stundenzeiger zur Sonne zeigt.



2. Den Winkel zwischen dem Stundenzeiger und der 12 halbieren – und zwar vormittags den Winkel vor der 12 und nachmittags den Winkel nach der 12. 3. Die Halbierungslinie zeigt dann garantiert nach Süden.

Wer nun aus irgendwelchen Gründen um seine Uhr gebracht wurde, dem empfehle ich T-17/3. Das ist eine uhr- und sonnenlose Möglichkeit. Es können Merkmale von Geländeobjekten Aufschluß über die Himmelsrichtung geben, wenn man in trostloser Lage an folgendes denkt: Die Wetterseite liegt im Nordwesten. Die Rinde einzelnstehender Bäume ist auf der Nordwestseite rissiger und häufig bemoost. Die Jahresringe von Baumstümpfen liegen gewöhnlich auf der Nordwestseite am dichtesten.

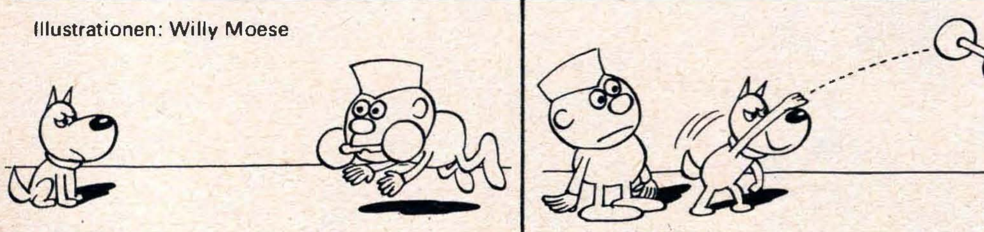
Schnee taut an Südseiten, -rändern und -hängen zuerst. Weinanpflanzungen liegen an Süd- und Südwesthängen. Alte Kirchen stehen meist mit dem Turm nach Westen und mit dem Schiff nach Osten. Auf der Südseite der Steine von trigonometrischen Punkten sind die Buchstaben TP und auf der Nordseite ist ein Dreieck eingemeißelt. Jagensteine stehen in Wäldern meist an der Südwestecke eines Jagens.

Klappt das alles nicht, dann kann man die Nacht abwarten und mit T-17/4 den Polarstern suchen (eventuelle Wolken müssen natürlich erst weggeschoben werden). Den Polarstern findet man so: Wenn man die hintere Achse des Großen Wagens fünfmal verlängert, trifft sie auf den vorderen Deichselstern des kleinen Wagens. Dieser helle Stern ist der Polarstern. Er steht immer im Norden.

In der Hoffnung, daß ihr alles gut verwenden könnt, verbleibt bis zum nächsten Mal mit den besten richtungweisenden Grüßen

euer Soldat Heini Schlauberger

Illustrationen: Willy Moese

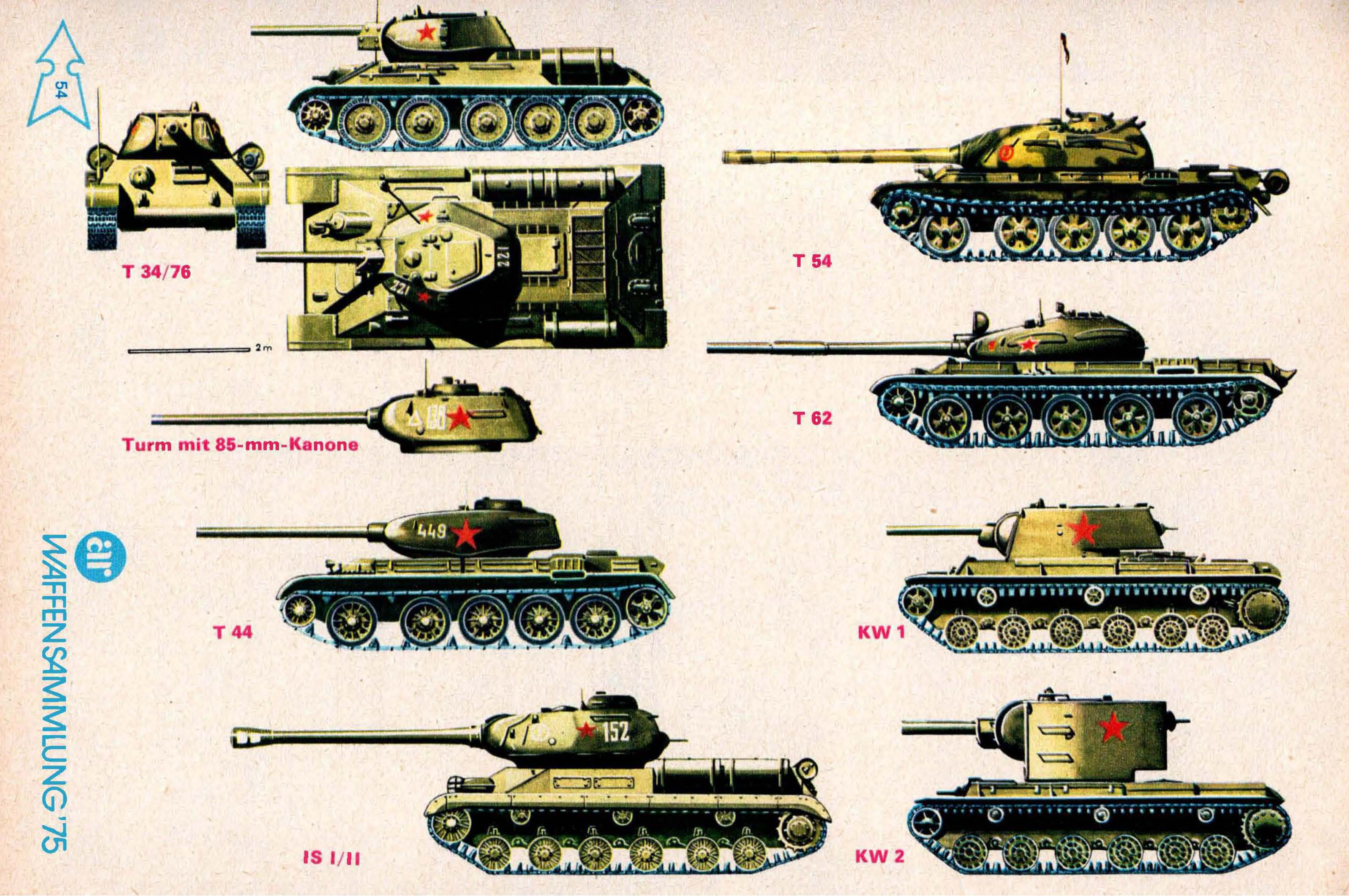


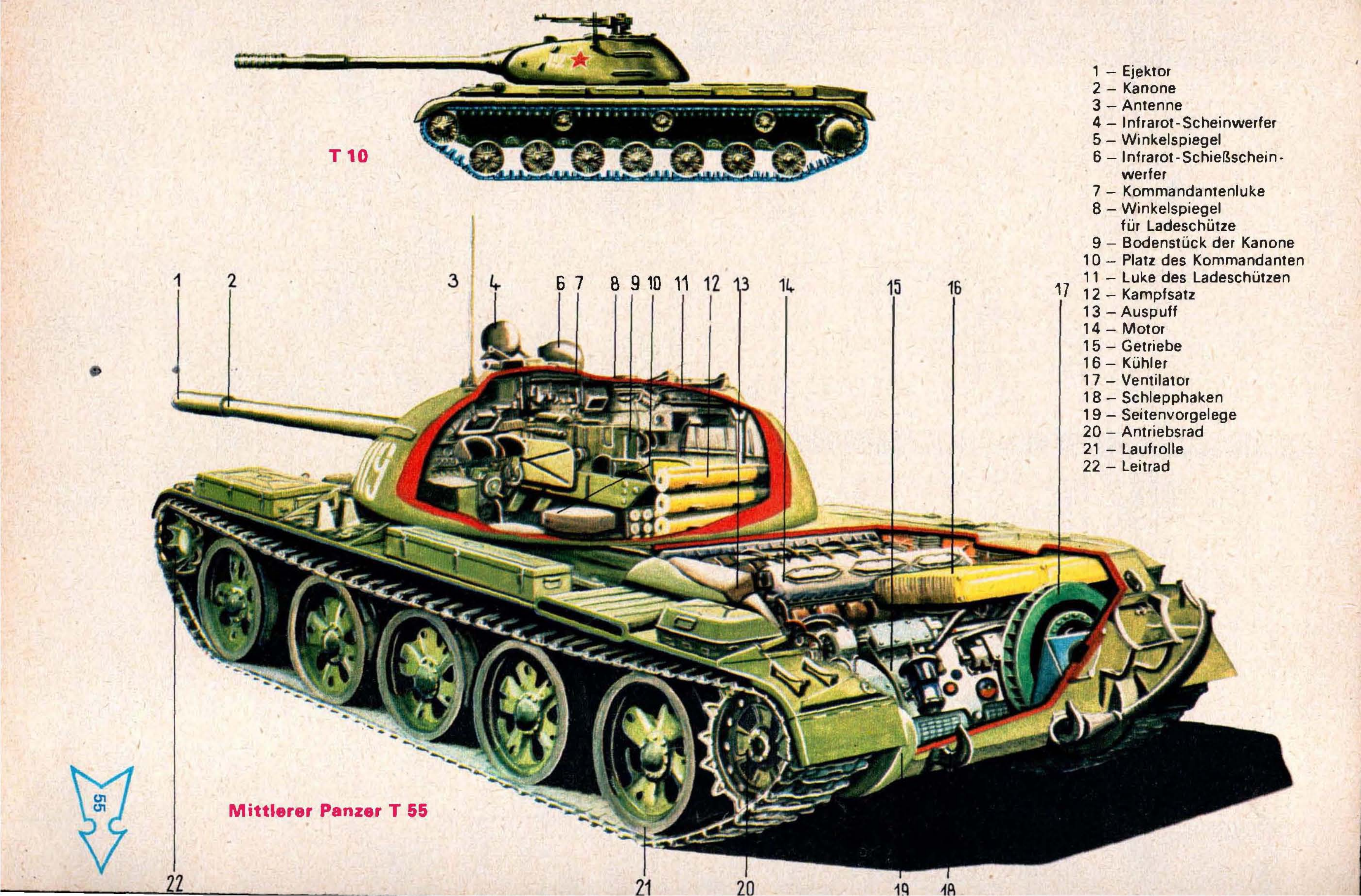
Die Panzerwaffe ist die Hauptstoßkraft der Landstreitkräfte. Sie wird in der Masse von mittleren Panzern gebildet. Daneben finden wir noch leichte (Luftlande- und schwimmfähige Aufklärungspanzer) und in geringem Maße auch schwere Panzer. Der Gefechtswert eines

Panzer

modernen Kampfpanzers wird durch die Kombination von Feuerkraft, Panzerung und Beweglichkeit bestimmt. Die harmonische Vereinigung dieser drei Faktoren wurde von den sowjetischen Konstrukteuren bereits in den dreißiger Jahren erfolgreich gelöst. Seitdem behaupten ihre Panzer die führende Stelle im internationalen Panzerbau, seitdem wurde die militärtechnische Überlegenheit der sowjetischen Panzerwaffe immer weiter ausgebaut.
Besonders nach dem zweiten Weltkrieg wurden die Kampfeigenschaften der sowjetischen Panzer sprunghaft vervollkommnet. Zu den klassischen Kriterien Feuerkraft, Panzerung und Beweglichkeit kamen neue hinzu: Die Möglichkeit, in von Kernwaffen betroffenen Gebieten zu operieren, unter Wasser zu fahren und auf große Entfernungen treffsicheres Feuer zu führen, um nur einige zu nennen.

„Im Jahre 1941 waren die russischen T 34 aufsehenerregende Panzerwagen", äußerte nach Kriegsende der faschistische General Blumentritt, seinerzeit Stabschef der auf Moskau angesetzten 4. Armee. „Sie waren unverwundbar für die Panzerabwehrwaffen der Infanterie, die sich diesem neuen Panzer gegenüber nackt und schutzlos fühlte. Damit begann das, was ‚Panzerangst' genannt wurde."
Waren die sowjetischen Standardpanzer der dreißiger Jahre schon recht kampfstarke Fahrzeuge, die im internationalen Maßstab keinen Vergleich zu fürchten brauchten, so hatte der Panzerbau der UdSSR am Vorabend des zweiten Weltkrieges mit der Konstruktion des T 34 einen qualitativen Sprung vollzogen, der völlig neue Maßstäbe setzte, an denen sich notgedrungen alle Gegner messen mußten. Die in dieser Zeit immer stärker werdende Ausrüstung der europäischen kapitalistischen Armeen mit kleinkalibrigen Panzerabwehrkanonen hoher Feuergeschwindigkeit forderte eine neue Generation von Standardpanzern mit granatensicherer Panzerung.
1936 erging an das Volkskommisariat für Verteidigungsindustrie der UdSSR der Auftrag, Prototypen eines mittleren und eines schweren Panzers mit granatensicherer Panzerung zu bauen. An der Konstruktion des schweren Typs arbeitete im Leningrader Kirow-Werk das Ingenieurkollektiv um S. J. Kotin und N. Duchow. Mit dem Bau des mittleren Panzers beschäftigte sich das Konstruktionsbüro des Werkes „Komintern" in Charkow. Ihm gehörten die Ingenieure M. I. Koschkin, A. A. Morosow, N. A. Kutscherenko und M. I. Tarschinow an.
Nach den damaligen Vorstellungen mußte ein schwerer Panzer über mehrere Waffentürme verfügen. Doch das bedeutete von vornherein überaus hohe Gewichtsbelastungen und große Ausmaße. Das Team Kotin erhielt den Auftrag, zwei mehrtürmige und einen eintürmigen Panzer zu entwickeln. Es entstanden der doppeltürmige Versuchspanzer T 100 (Sotka) und der SMK (Sergej Mironowitsch Kirow). Beide hatten zwei hintereinander angeordnete Türme mit je einer 45-mm- und je einer 76-mm-Kanone. Hinzu kamen drei MG. Die Panzerung schützte vor Geschossen bis zu 40 mm Kaliber. Aber die Masse! Sie betrug 60 Mp. Ferner waren sechs bis sieben Mann Besatzung notwendig. Das zu niedrige Masse-Leistungsverhältnis von 8,9 PS pro Tonne sprach beiden das Urteil. Damit Masse und Größe in einem erträglichen Verhältnis bleiben, mußte der Panzer nur einen Turm mit starker Kanone tragen. Dieser Panzer war der 1939 als KW (Kliment Woroschilow) vorgestellte Prototyp, der noch im gleichen Jahr in die Ausrüstung


54
T 34/76
2 m
Turm mit 85-mm-Kanone
T 54
T 62
T 44
KW 1
IS I/II
KW 2
ar
WAFFENSAMMLUNG '75



Mittlerer Panzer T 55

der Armee aufgenommen wurde. Seine Panzerung schützte vor Geschossen bis zu 75 mm Kaliber. Seine 76-mm-Kanone und drei MG waren eine starke Bewaffnung, die später noch erhöht wurde (85-mm-Kanone). Die 43,5 t und die Ausmaße lagen weit unter den Werten, die damals bei schweren Panzern in Kauf genommen wurden. Seine Versionen waren: KW 1 A–C, 1 S und KW 2 (Artilleriepanzer 152 mm). Ab 1943 folgte die IS-Reihe (Josif Stalin) I–III/T 10.

Wie bei der Konstruktion des schweren Panzers mußten auch im Kollektiv Koschkin prinzipielle Entscheidungen fallen – nicht um einen oder mehrere Türme, sondern um das Fahrwerk. Noch liebäugelte man mit dem Räder-Ketten-Fahrwerk, wie es die Vorgänger, die BT, hatten. So entstanden auf den Zeichenbrettern drei Grundtypen: Der A 20 und der A 30 mit Rad-Ketten-Fahrwerk sowie der A 32 mit reinem Kettenfahrwerk. Alle drei hatten bereits die allseitig abgeschrägte, stark gepanzerte Wanne und den konischen Gußstahlturm. Nach anfänglichen Ablehnungen entschied sich der Oberste Kriegsrat im August 1939 für den A 32. Nach ein paar Überarbeitungen, es wurde u. a. das Fahrwerk um eine Laufrolle verlängert, lag die truppenreife Konstruktion vor. Sie erhielt die Bezeichnung T 34. Er war die harmonische Kombination an anderen Typen erprobter konstruktiver Lösungen und in dieser Kombination neu. Sie wurde auf lange Zeit von keinem anderen mittleren Panzer seiner Zeit erreicht. Mehr noch, er wurde der Stammvater einer bis in unsere Tage reichenden Generation moderner mittlerer Panzer mit hohen Gefechtseigenschaften.

Sein erster Nachfolger hieß T 44. Gegen Ende des Krieges entwickelt, griff er doch nicht mehr ins Kampfgeschehen ein. Er war eine Übergangslösung, ein Zwischenglied, das in geringer Stückzahl gebaut wurde. Der T 44 zeigte in seinem Äußeren bereits die neue Form des kommenden mittleren Standardpanzers, der nicht lange auf sich warten ließ. Er wurde zu Beginn der fünfziger Jahre geboren, erhielt den Namen T 54 und wurde in Großserie gebaut. Wie beim T 34 gab es auch bei ihm kein vergleichbares Baumuster in der Welt. Mit seinem einem längs aufgeschnittenen Ei gleichenden, keine Fangstellen aufweisenden Turm mit der 100-mm-Kanone war er sehr niedrig gehalten. Seine günstige Form wurde in aller Welt zum Vorbild für moderne Panzerkonstruktionen genommen. Der nächste in der Reihe T war der in allen sozialistischen Streitkräften im Einsatz stehende T 55. Er unterscheidet sich kaum von seinem Vorgänger, weist aber eine Reihe Verbesserungen auf, die die Kampfkraft weiter erhöhten. Seit 1965 befindet sich in den sowjetischen Panzerverbänden der T 62, der jüngste Sproß der bewährten sowjetischen mittleren Panzer. Sein Äußeres zeigt deutlich die Weiterentwicklung im Panzerbau der UdSSR. *H. R./W. K.*

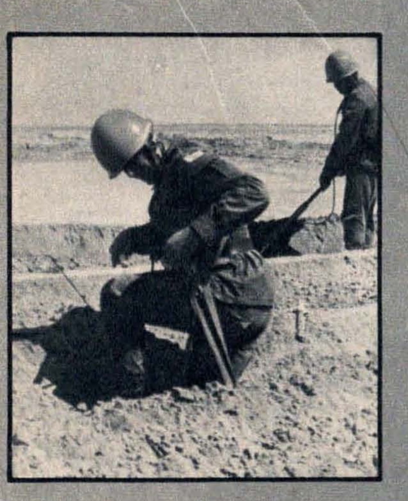
Panzertyp	Masse t	Abmessungen L, B, H mm	Höchstgeschwindigkeit km/h	Motor PS	Bewaffnung	Besatzung
T 34/76A B C	26,3 28,0 30,0	5920/6070B–C 3000 A–B–C 2400 A–B/2650C	53	12-Zyl.- 4-Takt- Diesel W-2/34 500	Kanone 76,2 30,5 Kal. A 41,5 Kal. B–C MG 7,62 A 3 B–C 2	4
T 34/85	32	8100 3000 2700	55	wie oben	Kanone 85 2 MG 7,62	5
T 44	31,9	7650 3140 2410	51	W-2/44 520	Kanone 85 2 MG 7,62	4
T 54	36	9000 3270 2400	50	W-2/54 520	Kanone 100 1 MG 7,62 1 Fla-MG 12,7	4
KW 1	43,5	6750 3320 2710	35	W-2/KW 600	Kanone 76,2 3–4 MG	5
IS I (85) I (100) II	44 45 46	I 8560/II 9830 3070 I 2730/II 2750	37	W-2/IS 600	I Kanone 85/100 II Kanone 122 3 MG 7,62 II Fla-MG 12,7	4



Das vorliegende Heft
ist die **222.**
AR-Ausgabe seit 1956.

Die Schnapszahl veranlaßte Oberfeldwebel Pausbäckchen
der AR einen besonders originellen Marsch zu blasen.


UN
WOJSKO
POLSKIE
Marine



Mehr als 3000 Kilometer trennen sie von der Heimat. Ungewohnt ihr neues Dienstmilieu: Wüste, kahle Berge, sengende Sonnenglut...
Seit über einem Jahr stehen im Nahen Osten polnische Soldaten als erste und bisher einzige Vertreter der Armeen des Warschauer Vertrages ihren Mann. Angehörige der 6. Pomorsker Luftlandedivision machten nach dem Beschluß des UNO-Sicherheitsrates vom Oktober 1973 den Anfang. Szczeciner Marineinfanteristen lösten sie nach sechs Monaten ab, und jetzt stellen Tankisten der 10. Sudetsky-Panzerdivision das 3. polnische UNEF-Kontingent. (UNEF = UNO-Notstandstruppen)

Überall, wo die UNO-Flagge weht – in Ismailia, Suez, Kairo, Alexandria, an den Salzseen Sinais, auf den Golanhöhen – zeichnen polnische Einheiten für die Versorgung der dort stationierten Sicherheitstruppen verantwortlich.
Das bedeutete zum Beispiel auch, daß unsere Soldaten bisher eine Fläche von rund 35000 Quadratmetern und Hunderte Kilometer Wege pioniermäßig überprüften, Tausende von Minen und Granaten sowie andere Explosivstoffe unschädlich machten, feste Straßen bauten.
Über 5 Millionen Kilometer mögen es jetzt bereits sein, die unsere Militärkraftfahrer auf den Wüstenstraßen zurücklegten: UNO-Truppen, Lebensmittel, Trinkwasser transportieren. Übrigens, die polnische UNO-Einheit war lange Zeit einziger Lieferant dieses kostbaren und lebenswichtigen Nasses. In den eigens aus Polen hierher gebrachten Filtrierstationen wurden bis August des vergangenen Jahres über 20 Millionen Liter Wasser aufbereitet.
Mehr als 400 Fahrzeuge samt zugehöriger Instandsetzungswerkstätten, Straßenbau- und Tiefbohrgeräte wurden hierher verlegt.

In Ismailia richteten polnische Ärzte und Krankenschwestern ein Lazarett mit Poliklinik ein. Die Fachabteilungen der medizinischen Bereiche stehen allen 6000 UNEF-Angehörigen zur Verfügung.
Feldbäder und Wäschereien gehören genau so zum Inventar der polnischen UNO-Truppen wie Sportstätten, Klubs und ein eigener Rundfunksender – der freilich nur für unsere Soldaten gedacht, Verbindung zur Heimat und Unterhaltung ist.
Das Brot der polnischen Feldbäckereien dagegen erfreut sich großer Beliebtheit bei allen UNO-Truppen. In ganz Kairo, so sagt man hier, gibt es ansonsten kein solches Brot zu kaufen...
Doch ganz gewiß nicht nur wegen dieser Tatsache bezeichnete der Chef der UNO-Notstandstruppen, Generalleutnant Siilasvuo, unsere Soldaten als die bestausgebildeten und bestausgerüsteten. Sie haben sich durch ihren Einsatz, ihr Können und ihre Disziplin Achtung und Anerkennung erworben und gelten bereits jetzt – nach relativ kurzer Zeit – als stabilisierender Faktor des UNEF-Kontingents.

Oberstleutnant Galinski sah im polnischen UNO-Kontingent

ohne Wüstenschiffe

Soldaten schreiben für Soldaten



Der gestillte Hunger

Hast du schon einmal einen richtigen Hunger verspürt!? So ein Ziehen in der Magengegend, so ein Gefühl, als würde sich Luft aus dem Fahrrad schleichen, so zehn Rad-Minuten vom Bäcker entfernt, und es ist siebzehnuhrfünfzig?“ Die Bäcker verlassen um vierzehn Uhr ihre Knetstube, und der Laden wird um achtzehn Uhr geschlossen. Welcher Brötchenverkäufer wohnt denn heutzutage noch im selben Hause?

Mir ging es aber gar nicht um die fünf Brötchen, die mit fünf Messerspitzen Butter und beliebig viel Marmelade mein Soldatenmahl ausmachen, ich hatte einen anderen Hunger.

Nun denkst du vielleicht, ich bin verwöhnt und esse nur Pasteten mit Hühnerfleischfüllung, weißt du, solche, wie du sie auf dem Berliner Ostbahnhof, Bahnsteig C, nach halbstündiger Wartezeit in angewärmtem Zustand kaufen kannst.

Ich hatte so einen richtigen Heißhunger auf frische Luft und Sonne. Das heißt, eigentlich war ich an diesem Sonntagvormittag mit Roxi verabredet. Wer Soldat war, der weiß, was solch eine Verabredung wert ist. Mit siebzigprozentiger Sicherheit weißt du nie genau, ob die Dame oder die Biene, die erstere soll vorwiegend aus städtischen und die letztere aus ländlichen Kreisen stammen, also ob die Mädchen dir reinen Wein einschenken, wenn sie dir mit dem Lächeln einer Süßwarenverkäuferin versprechen, am Sonntagvormittag um halb elf hinter der alten Radrennbahn auf dich zu warten. Auf solche Versprechen hatte ich bisher immer einen Doppelstock getrunken, mich geschüttelt und stolz den Ausschank mit dem weisen Vorsatz verlassen: Laß die Finger davon, es hat doch keinen Zweck, kostet dich nur Zeit und Geld, und es kommt nichts Gutes dabei heraus.

Dreißig Prozent Sicherheit, was sage ich, zehn Prozent, denn mindestens zwanzig Prozent muß man ja als Soldat dem Hauptfeldwebel abtreten, also zehn Prozent Sicherheit für ein Stelldichein ist nicht viel. Aber weil die Roxi hübsch ist und nicht bloß „eh“ und „fetzig“ sagen kann – ich habe mich mit ihr über Weltpolitik und Naturwissenschaften unterhalten, und ich sage dir, sowas hätte ich auf der Penne als Nachbarin haben müssen, dann wäre mein Abizeugnis in goldene Lettern gehämmert worden – also weil die Roxi Grips im Köpfchen und Putz auf den Patronentaschen hat, sag ich dir, sind die zehn Prozent eine Ehe wert. Mein Hauptfeldwebel hatte natürlich von Roxis Existenz keinen blassen Schimmer, er spürte auch nichts von meiner Sehnsucht nach Luft und Sonne. Wirklich, mir ist in den letzten achtundvierzig Stunden die Luft tatsächlich knapp gewesen. Mit dem Fahrrad und der Luftpumpe hat das nichts zu tun, die unserem Hauptfeldwebel aus dem bewachten Fahrradschuppen geklaut worden, was sage ich, die dort abhandengekommen ist. Es ziemt sich nicht, über die Mißgeschicke seiner Vorgesetzten zu lachen, aber wir konnten uns das Lachen nicht verkneifen, als der Schrank- und Bettenbau-Ingenieur, unser Urlaubsverkünder, wütend mit seinem Fahrrad zu Fuß die Kaserne verließ.

Jedenfalls muß mein Benehmen zu auffällig gewesen sein, denn am nächsten Morgen war ich Mode. „Kipp! Sie ziehen heute auf Feuerwache!“

Die Feuerwache ist bei uns die schlimmste Wache. Durch die vielen Sicherheitsmaßnahmen bricht ja so selten ein Brand aus, so daß man da vor Langeweile umkommen könnte. Aber deswegen ist die Feuerwache nicht schlimm. Schlimm ist, daß wir den Raum vierundzwanzig Stunden lang nicht verlassen dürfen. Nur Notdürftige dürfen mal raus. Und das Schlimmste ist, in diesem kleinen Raum gibt es kein Wasser. Der nächste Wasserhahn ist im Block drei und ein paar Schritte weiter der Hydrant, aber wer wird denn gleich den Hydranten öffnen, wenn er sich nur die Lippen benetzen will. Also nehmen wir immer, wenn wir auf Feuerwache ziehen, die Feldflasche voll Wasser mit. Immerhin sind wir drei Mann auf sechs Quadratmeter; und da kommen nicht mehr als fünf Kubikmeter Luftgemisch auf die Nase, und das durch vierundzwanzig Stunden geteilt. Ja, bei uns geht der Dienst rund um die Uhr, wie auf dem Bau. Ich bin zwar die Enge von der kleinen Baubude her gewöhnt, aber trockene Luft konnte ich noch nie vertragen.

Wasser ist gut, habe ich mir gesagt. Tee mit Zitrone ist noch besser, das hilft gegen Erkältung. Da ich aber nicht erkältet bin und das Wasser bei uns keinen besonders guten Geschmack hat – manchmal schmeckt es nach Fischflossenschweiß und manchmal nach Zwickauer Mulde – habe ich mir einfaches Pilsner in die Feldflasche gefüllt. Wie man so etwas macht, habe ich bei dem Tschunke gesehen.

Die Dienstvorschrift und ein gewisser Befehl verbieten das zwar, aber der Tschunke hat es trotzdem getan und ist nicht dabei erwischt worden. Was der Tschunke kann, habe ich mir gesagt, das kann ich schon lange. Dann kam der Oberfeldwebel zur Kontrolle, hat sich die Meldung von dem Koppe angehört und uns jedem die Hand gegeben. Mir ist das sehr nahe gegangen, und auch der Feldwebel ist mir viel zu nahe gekommen. Kein Wunder bei der Enge, denn als er so vor mir stand, zog er die Nase in Richtung Deckenleuchte, schaute mir in die Augen, gerade so, wie ich meiner Roxi, nur nicht so hoffnungsvoll, griente für einen kurzen Moment, und dann donnerte der Zweisterngewaltige los: „Kipp! Sie haben getrunken! Kennen Sie den Befehl über Alkoholverbot? Wo ist der Schnaps?“

„Ich habe keinen Schnaps, Genosse Oberfeldwebel.“

„Lügen Sie nicht! Wo ist die Flasche versteckt? Die ganze Feuerwache riecht ja wie eine Probierstube! Wo ist der Schnaps?“ beharrte der Oberfeldwebel auf seinem Verdacht, guckte in die Schutzmaskentasche und unter meinen Kopfkeil.

Dieser Fuchs ist mit allen Wassern gewaschen, und eine Nase hat er! Das bißchen Bier, und gleich ist die Stubenluft alkoholgeschwängert.
„Genosse Kipp!“ warnte der Kontrollbeauftragte. „Zum letzten Mal, sagen Sie endlich die Wahrheit.“
Ich hatte ja noch gar nicht gelogen und war bereit, den Tatbestand unverschleiert darzulegen. Ich werde mir doch nicht wegen so einer Sache eine Strafe einhandeln und mir die Tür zur Zukunft vermauern.
„Ich habe zufällig noch einen kleinen Schluck Bier in meiner Feldflasche entdeckt, das muß ein Rest von der letzten Übung gewesen sein, das war im Sommer, und da war es so heiß, und wir hatten kein Wasser, und es gab nur eine einzige Gaststätte da in der Nähe, und die hatte nur Bier. Jedenfalls wußte ich nicht wohin damit.
Nach hinten wollte ich es nicht ausschütten, da ist der Postenbereich, und wer weiß, was das für Auswirkungen hätte haben können, wenn der Posten das entdeckt und daran riecht und so. Nach vorn heraus konnte ich es auch nicht gießen, da wären ja die Blumen eingegangen, und weil ich mehr vertrage als die kleinen Stiefmütterchen, habe ich mir gesagt, trinke ich den Rest schnell aus, bevor ihn ein anderer entdeckt. Außerdem hatte ich einen tollen Brand. Lösche ihn, dachte ich, ehe er sich ausbreitet. Schaumlöscher sind für sowas gerade das Richtige.“
„Ist gut“, grollte der Vorgesetzte, „nach der Wache melden Sie sich bei Ihrem Hauptfeldwebel, der hat sicher eine hübsche Beschäftigung an der frischen Luft für Sie, bei der Sie etwas ausdünsten können.“
Der Hauptfeldwebel hatte dann auch eine Arbeit für mich, da wurde mir richtig schwarz vor den Augen: Kohlen schippen, eine ganze Tonne Braunkohlenbrikett, darauf stand „Sonne“. Da hatte ich meine Sonne. Eine Tonne Brikett in den Keller zu schaufeln ist für mich, einen gelernten Betonfacharbeiter, keine Strafe, aber wenn man so eine Verabredung hat und noch dazu mit einem Mädchen wie Roxi, da kann sich solch ein schwarzer Berg Kohle in ein Gebirge verwandeln.

*

Die Briketts sind schon lange verheizt, die Rauchschwaden längst verzogen. Die Feldflasche roch noch zwei Halbjahre nur nach dem würzigen Abendbrottee. Jetzt liegt sie schön verpackt in meinem Sturmgepäck.
Roxi ist schnell mit dem Fahrrad zum Bäcker, ein paar Brötchen holen. Unsere beiden Kinder schlafen nebenan in einem der zwei kleinen Zimmer, die zu unserer Neubauwohnung gehören. Im Fernsehen spielt die Fußball-Nationalmannschaft gegen den Weltmeister, aber ich habe einen Wolfshunger, so ein Ziehen in der Magengegend, ein Gefühl, als müßte ich auf Feuerwache ziehen, dabei will ich nur schnell noch einmal in der Kaserne nach dem rechten sehen.
Vor allem die Feuerwache muß ich kontrollieren, ich muß die Burschen testen, und wenn sie die neue Motorspritze nicht beherrschen, sie nicht in Gang kriegen, dann lasse ich sie morgen Kohlen...
Ach so, wir kriegen ja jetzt den Dampf aus dem neuen Heizwerk.

Major Heinz Besser



Illustration: Gerhard Bläser

WESTER PLATTE



Gdansk. Zwischen Wisla-Hafenkanal und der Bucht eine Halbinsel – die Westerplatte. Einst Seebad für Reiche. Dann, ab 1925, vom Völkerbund Polen als Militär-Transitlager in der „Freien Stadt" Danzig zugesprochen. Heute eine Stätte des Gedenkens, eine Stätte der Mahnung. . .

⦾⦾

25. August 1939. Im Danziger Hafen macht das faschistische Linienschiff „Schleswig-Holstein" fest. Zu einem Freundschaftsbesuch, heißt es. Bereits am nächsten Tag empfängt der Kommandant, Kapitän z. S. Kleikamp, auch den Vertreter Polens in Danzig, Minister Chodacki, mit großem Zeremoniell an Bord.

1. September 1939, gegen 4.45 Uhr. Die polnischen Wachposten an der Fährstelle auf der Westerplatte können allmählich die Umrisse der Kräne und Speicher auf der anderen Seite des Hafenkanals erkennen. Sie freuen sich auf ihre Ablösung. Doch plötzlich ein Schatten auf dem Wasser. Das deutsche Kriegsschiff! Fähnrich Jan Gryczman greift zum Fernsprecher. Aber die Meldung kommt beim Westerplatte-Kommandanten Major Henryk Sucharski nicht mehr an.

Genau zu der für den „Fall Weiß" festgelegten Zeit eröffnet die „Schleswig-Holstein" das Feuer aus allen Rohren auf das etwa einen Quadratkilometer große polnische Militärlager. Der zweite Weltkrieg hat begonnen.


Ostmole
Westmole
Lager C
Lager B
Lagerräume
Posten „Łazienki"
Sitz der Kaiaufsicht
Munitionslager
Ostsee
Lager A
Wache Nr. IV
„Fort" SMG- u. lMG-Stellungen
E-Werk
Posten „Kraftwerk"
Posten „Anlegestelle"
Wache Nr. V
Munitionslager
Westerplatte
Wache Nr. III
Offz. Villa
Grantwerfer
Alte Kasernen
Uffz.-Kasino
Leucht-turm
Lagerräume
Tote Weichsel
Posten Feldwache Deika
Wache Nr. II
Wache Nr. I
Munitionsbunker
„Schupo" Wache
Posten „Fähre"
Bahnstation
Lagerräume
Hafenkanal
Standort des Panzerschiffes am 25. und 26. 8. 1939
Bahnstation
Elektrogenerator
Zeichenerklärung
Waldgebiete
lMG- und sMG-Stellungen
Artillerie/75 mm bzw. 37 mm
Standort des Panzerschiffes bei Eröffnung der Kampfhandlungen

Sechs Minuten lang feuert das faschistische Schiff aus seinen vier 280-mm-, zehn 150-mm- und vier 88-mm-Geschützen. Sandfontänen spritzen auf, Ziegelbrocken wirbeln durch die Luft, das niedrige ausge-ausgedörrte Unterholz steht in Flammen. Dann schicken die Faschisten ihre 250 Seesoldaten vom Marine-Stoßtrupp 3 nach vorn. Sie waren bisher während des „Freundschaftsbesuches" in den Decks verborgen gehalten worden.

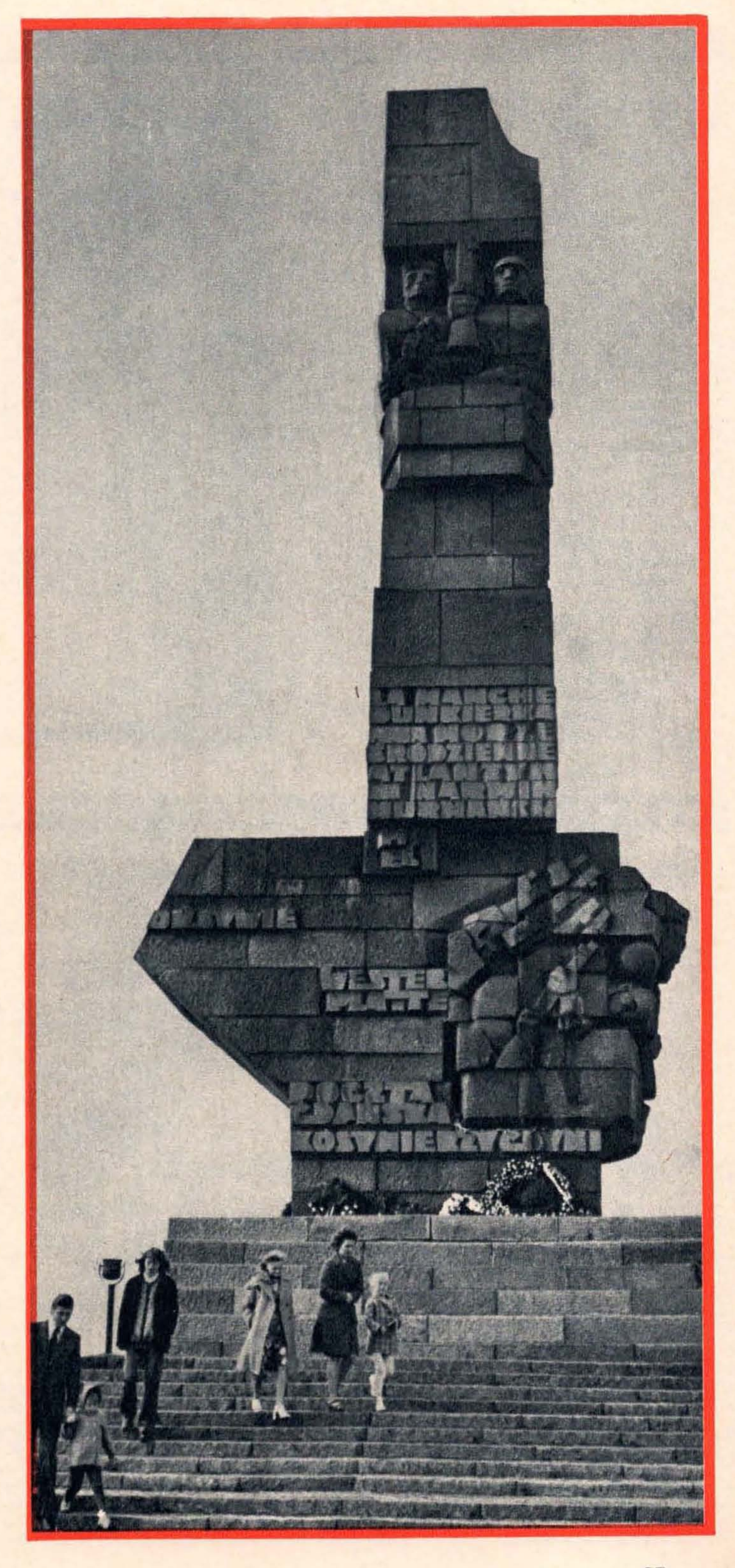
182 Mann ist die Besatzung der Westerplatte stark. Neben ihren Handfeuerwaffen stehen ihnen nur ein 75-mm-Feldgeschütz, zwei 37-mm-Panzerabwehrkanonen und vier 81-mm-Granatwerfer zur Verfügung. Doch sie schlagen den ersten Angriff zurück. Auch den zweiten, den ein einstündiger Bombenangriff vorbereitet hat. Die Faschisten setzen ihre „Stukas" ein. Pflügen mit 250-Kilo-Bomben und 210-mm-Mörsern den kleinen polnischen Stützpunkt um. Doch die Westerplatte wird sieben Tage lang erbittert verteidigt. Dann ist die Munition verbraucht. Major Sucharski faßt den schweren Entschluß, zu kapitulieren. 182 polnische Patrioten hatten für eine Woche 4000 Mann der faschistischen Kräfte



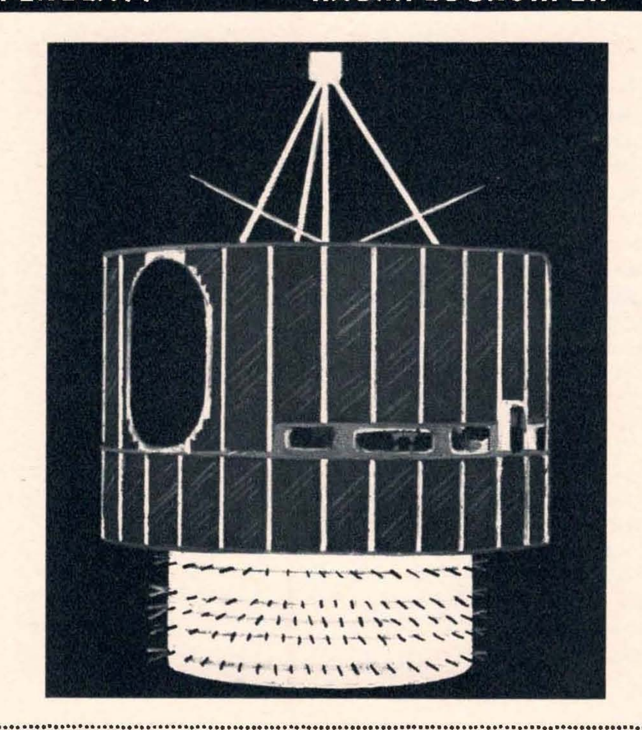
gebunden. Die Eroberung der Westerplatte kostete die Faschisten 347 Gefallene und 2000 Verwundete.

⊙⊙

„Helden der Westerplatte" – unter diesem Ehrennamen kämpfte die I. Panzerbrigade der 1. Polnischen Armee, die in der Sowjetunion aufgestellt worden war, gegen die deutschen Faschisten. Ihre T 34 verjagten vor 30 Jahren die Okkupanten auch von der Halbinsel. Heute steht auf der Westerplatte ein riesiges steinernes Denkmal. Blumen, Kränze liegen an seinem Fuß. Von jungen Paaren. Von Kindern. Von Alten, deren Gesichter ein schweres Leben gezeichnet hat.
Wir besuchten mit Schiffen des Truppenteils Thomas einen benachbarten polnischen Hafen. Und auch unsere Matrosen kamen hierher, um die Helden der Westerplatte zu ehren. „Das ist schon zur Tradition geworden", wurde gesagt.
Als unser Blumengebinde niedergelegt wird, verharren die Leute – polnische Frauen und Männer – auf dem Plateau.
In ihren Gesichtern steht vieles: Achtung, Freude, und vielleicht auch so etwas wie Stolz auf die Genossen aus der DDR, ihre Freunde.
Und das war auch nicht anders, als dann später die stille Achtung, mit der unsere Matrosen die stummen Zeugen der Kämpfe besichtigten, plötzlich lauter Fröhlichkeit wich. Sie hatten beim Rundgang eine Gruppe polnischer Soldaten getroffen. Vielleicht ging's da ein bißchen weniger andächtig zu, als es sich für einen solchen Ort ziemt. Aber war das nicht sogar im Sinne der Helden der Westerplatte, die auch das Leben liebten? Und Freundschaften. Hätten nur damals polnische und deutsche Arbeiter als Soldaten so zusammenstehen können. Wieviel wäre unseren Völkern erspart geblieben.
Oberleutnant K.-H. Melzer



Meteorologischer Satellit SMS 1 (USA)

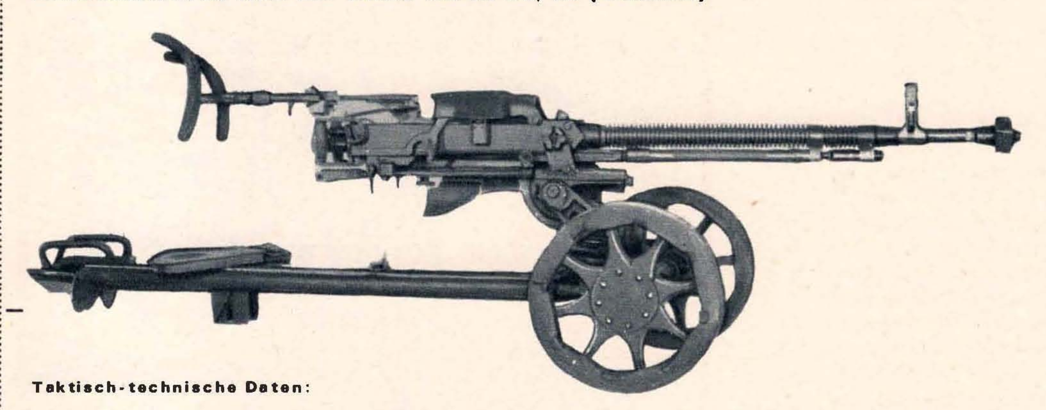


Technische Daten:

Verwendung	meteorologischer Satellit
Umlaufmasse	627 kg
Bahndaten:	
Bahnneigung	1,87°
Umlaufzeit	1340,4 min
Perigäum	32345 km
Apogäum	35440 km
erster Start	17. 5. 74
bisher gestartet	1 (Stand: Dezember 74)

Der SMS 1 ist der erste einer geplenten Serie meteorologischer Satelliten, die auf geostationäre Umlaufbahnen gelangen und Teil eines weltweiten meteorologischen Satellitensystems werden sollen, an dem sich die UdSSR, die USA, Japan und die westeuropäische Raumfahrtorganisation ESA mit Satelliten beteiligen werden. SMS 1 überträgt alle 30 Minuten Bilder vom Wettergeschehen zur Erde. Weiter liefert er Informationen über die Sonnenaktivität.

Überschweres MG De-Scha-Ka M 38/46 (UdSSR)



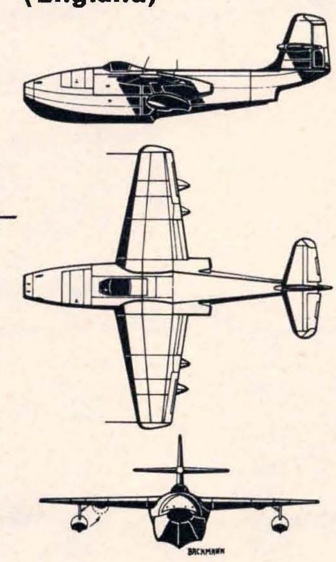
Taktisch-technische Daten:

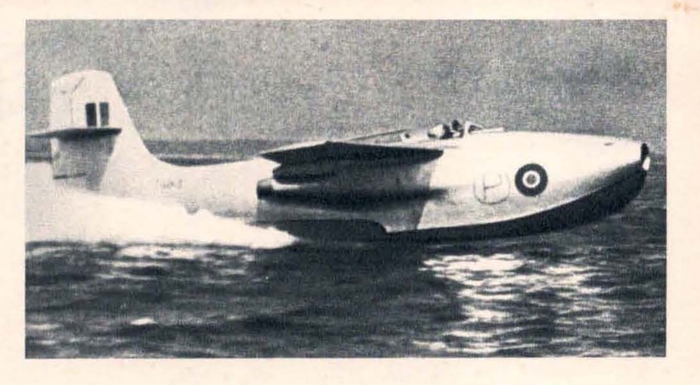
Kaliber	12,7 mm
Länge auf Lafette	2328 mm
Breite auf Lafette	708 mm
Höhe mit Schutzschild	965 mm
Lauflänge (Mündungsbr.)	1069 mm
Visierlinie	1113 mm
Masse mit Lafette und Patronenkästen	157 kg
Waffe	34 kg
Lafette ohne Schutzschild und Schulterstütze	94,5 kg
Anfangsgeschwindigkeit	830... 850 m/s
Visierreichweite	3500 m
max. Schußweite	7000 m
Feuergeschwindigkeit	
– praktisch	80 Schuß/min
– theoretisch	500... 600 Schuß/min
Bedienung	2 Mann

Das MG De-Scha-Ka (Degtjarjow-Schpagin-Kolesnikow) wird gegen Erd- und Luftziele verwendet. Es eignet sich auch zur Bekämpfung leicht gepanzerter Ziele. Als Fla-MG befindet es sich auf Panzern und SPW.

AR 4/75 TYPENBLATT FLUGZEUGE

Flugboot Saunder Roe S.R.A.I. (England)





Taktisch-technische Daten:

Spannweite	14,02 m
Länge	15,24 m
Höhe	5,10 m
Startmasse	7376 kg
Höchstgeschwindigkeit	830 km/h
Triebwerk	2 Strahlturbinen Metro-Vickers Beryl M. V. B2, je 1746 kp Schub
Bewaffnung	4×20-mm-Kanonen; ungel. Raketen oder Bomben als Außenlast
Besatzung	1 Mann

Das Jagdflugboot S.R.A.I. war das erste Amphibium mit Strahlantrieb. Es wurden drei Prototypen gebaut. Nachdem bei der Erprobung die Zweckmäßigkeit in Frage gestellt wurde, verzichtete man auf den Serienbau.

AR 4/75 TYPENBLATT KRAFTFAHRZEUGE

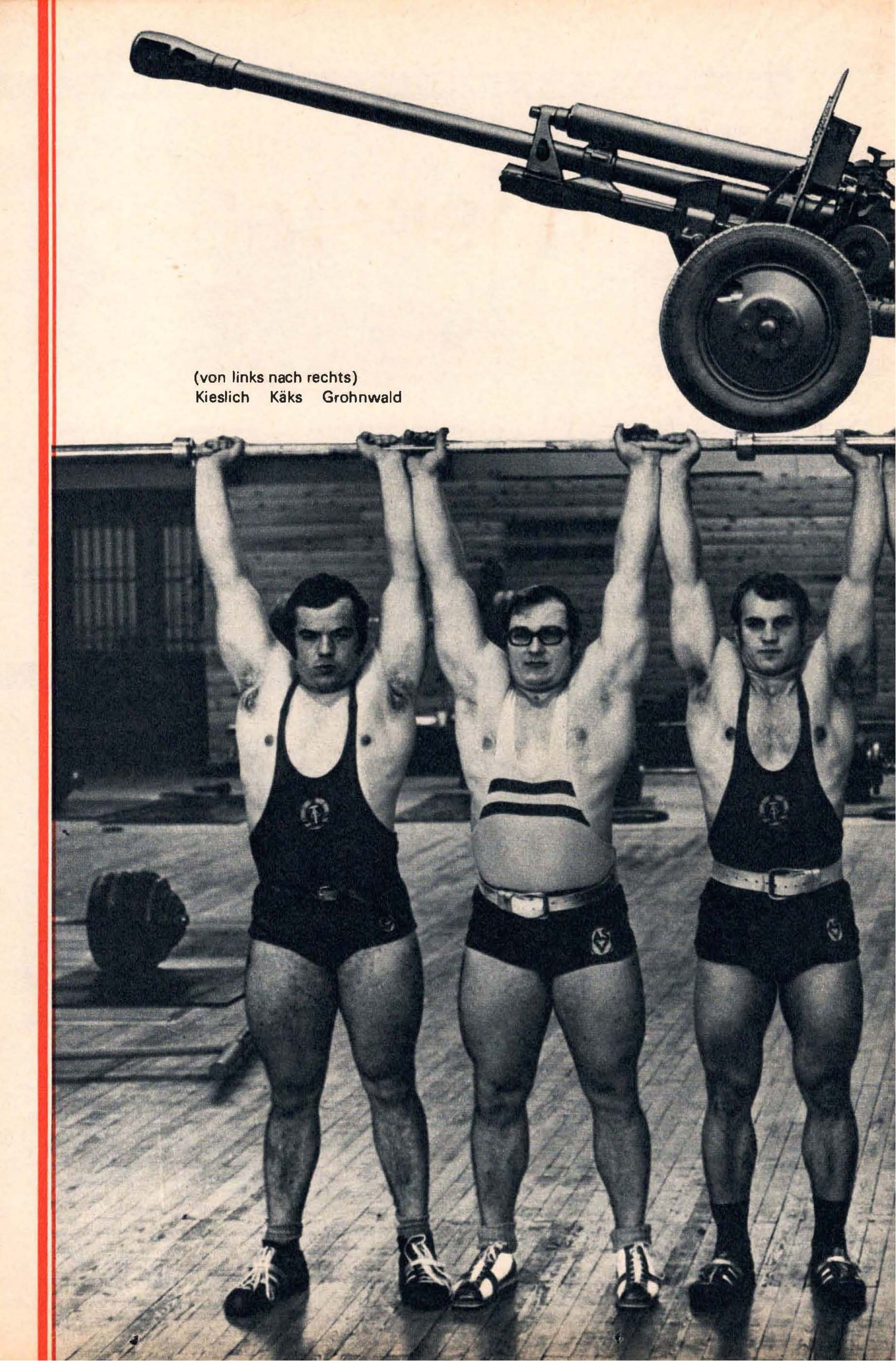
Geländegängiger PKW UAS-469 (UdSSR)



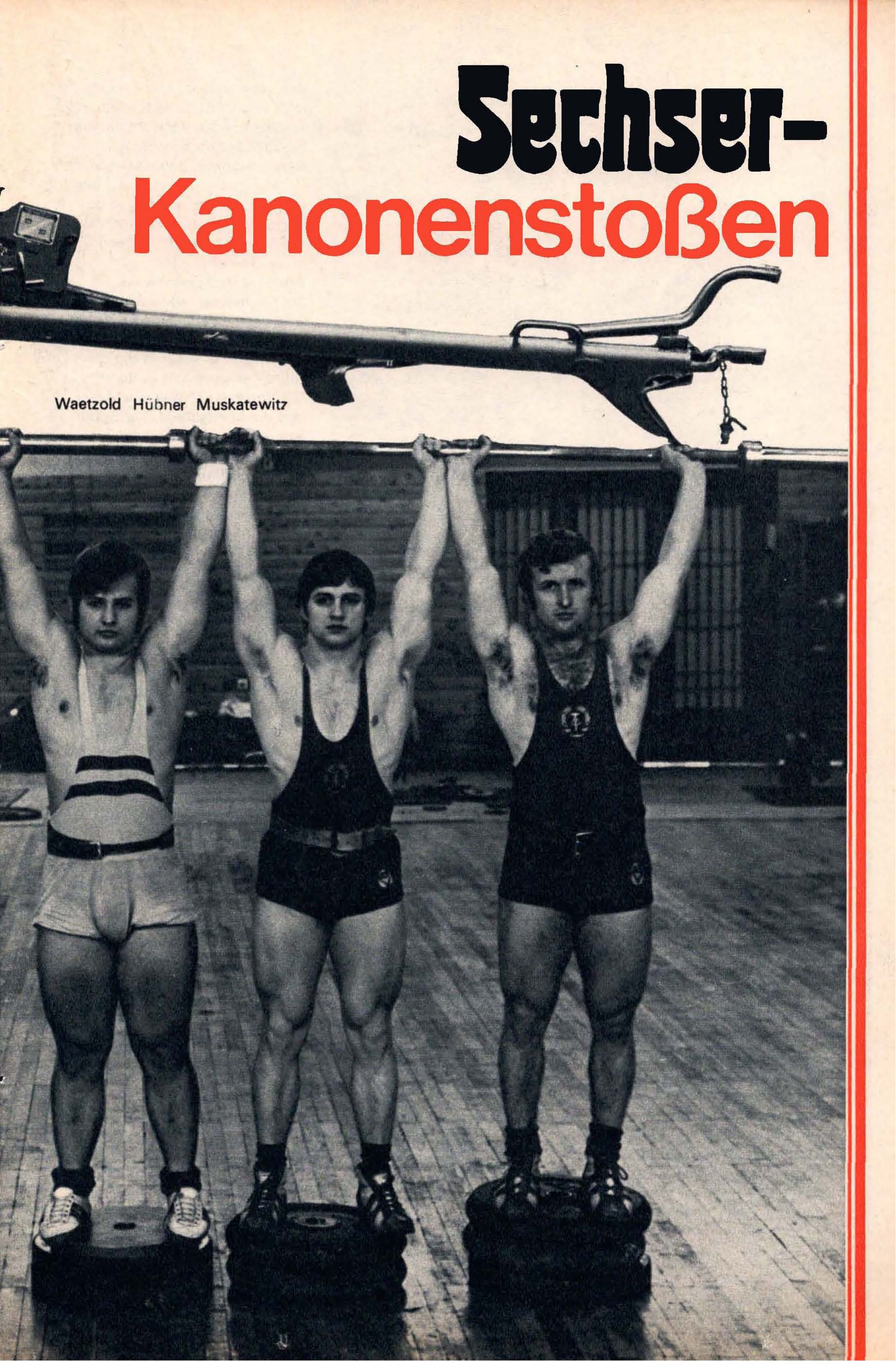
Taktisch-technische Daten:

Gesamtmasse	2400 kg
Länge	4025 mm
Breite	1805 mm
Höhe	2005 mm
Zul. Achslast	
– vorn	1000 kp
– hinten	1400 kp
Bodenfreiheit	300 mm
Radstand	2380 mm
Spurweite	1448 mm
Nutzlast	600 kp + 2 Pers. oder 7 Pers. + 100 kp
Höchstgeschwindigkeit	100 km/h (Straße)
Steigfähigkeit	65%
Watfähigkeit	700 mm
Motor	Viertakt-Otto, 72 PS

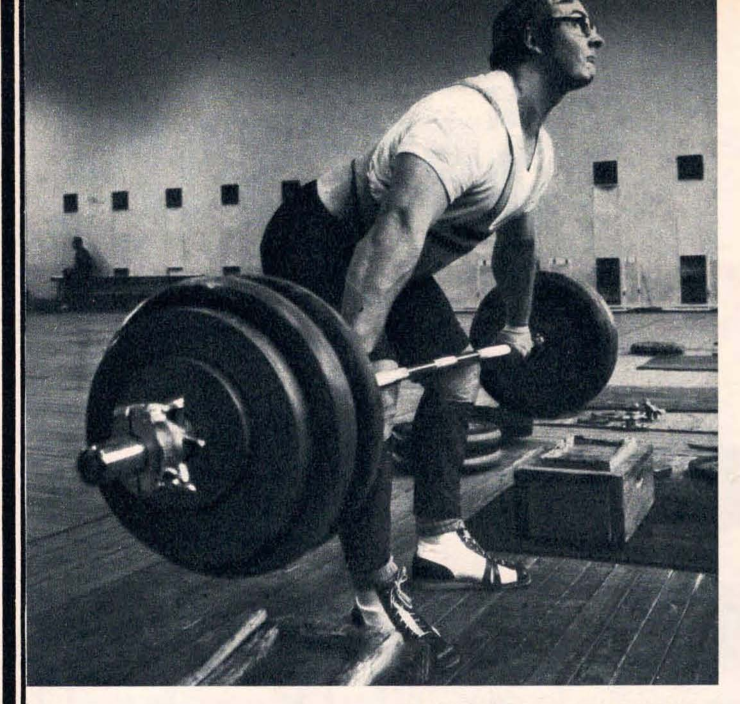
Der UAS ist der Nachfolger des bekannten GAZ-69. Er ist mit einer Universalkarosserie versehen, die in kurzer Zeit vom Personen- zum Gütertransport umgerüstet werden kann. Der Oberbau ist leicht abnehmbar, die Frontscheibe nach vorn abklappbar. Das Fahrzeug hat eine Zugkraft von 2000 kp.


(von links nach rechts)
Kieslich Käks Grohnwald

Sechser-Kanonenstoßen

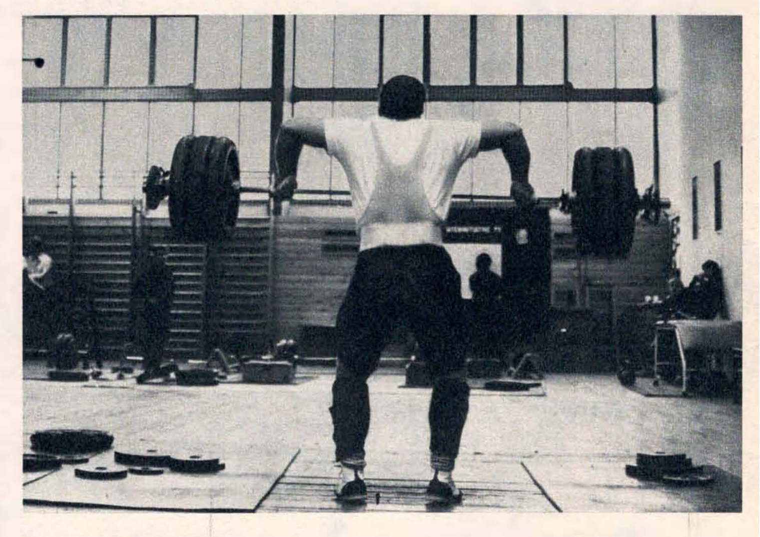


Waetzold Hübner Muskatewitz



. . . eine neue Disziplin für Gewichtheber? Die 76-mm-Kanone 42 mit ihren rund 1 000 kg Gewicht so nach oben zu strecken, wäre für sechs Durchschnittsbürger sicher eine Utopie – immerhin dreieinhalb Zentner hätte da jeder zu bewältigen. Für die athletischen Armeesportler auf unserem Foto ist das jedoch kein Problem. Das wäre kein Problem, muß ich wohl auch hier der Wahrheit halber sagen. Denn: Natürlich ist es uns nicht gelungen, die „Sechsundsiebziger" in die ASK-Trainingshalle in Frankfurt (O.) zu bugsieren. Zudem ist die Kanone fürs Gewichtheben wohl doch etwas zu unhandlich. Deshalb haben wir uns den kleinen Trick (Sie haben's sicher längst erkannt) mit der Fotomontage erlaubt. Weil nämlich eins wirklich übereinstimmt, fast aufs Kilogramm genau: die Masse der Kanone und das Gesamtgewicht der von den sechs ASK-Männern im Stoßen zur Hochstrecke gebrachten Lasten. Und dann habe ich mir ein klein wenig Symbolhaftes in dieses Foto hineingedacht: Selbstverständlich ist es noch immer so bei den schweren Männern – jeder reißt und stößt für sich allein. Trotzdem, oder vielleicht gerade deshalb, haben Begriffe wie Gemeinsamkeit, gegenseitige Unterstützung, Kollektiv bei der Mannschaft Gewichtheben des Armeesportklubs Vorwärts Frankfurt (O.) ein ganz besonderes Gewicht.

Leutnant Rolf Sennewald, der Cheftrainer, war von 1958 bis 1966 selbst beim ASK (damals noch in Leipzig) aktiv, 1960 stand er sogar in der Olympiamannschaft in Rom. Naturgemäß kennt er das Metier und die Mentalität seiner Sportler genau: „Gerade weil der Gewichtheber gewissermaßen ein Einzelkämpfer ist, legen wir viel Wert auf Kollektivbildung. Selbständigkeit, Individualität einerseits und Kollektiv andererseits versuchen wir so vorteilhaft wie möglich für den einzelnen und die Mannschaft zu vereinen."



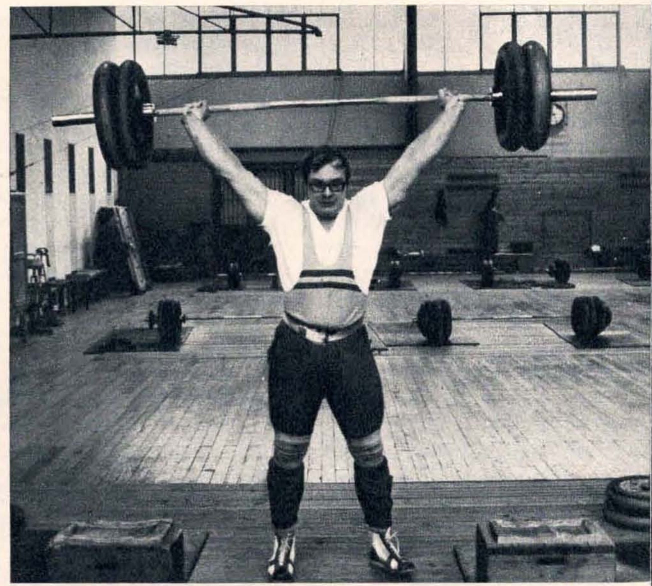


Und wie sieht das in der Praxis aus, gibt's da Konkretes oder ist das nur ein großes Wort?

„Na, schau dir unsere FDJ-Grundorganisation an. Im Vorjahr wurde sie zum 25. Jahrestag der Republik für ihre aktive Arbeit mit der Ehrenschleife des Zentralrates ausgezeichnet. Das ist doch schon

was Konkretes. Aber Klaus Waetzold weiß als FDJ-Sekretär ja am besten Bescheid, was sie so auf die Beine stellen, mit der Unterstützung der





Mannschaftsleitung natürlich." Und nun wurde es noch konkreter: „Jeden Monat mindestens eine Veranstaltung – mal 'ne Disko, ein Theaterbesuch im Kleist-Theater, Dia-Vorträge unserer ‚Internationalen' von ihren Auslandsreisen, nicht nur über die Wettkämpfe, auch über Land und Leute. Mit dem Maler Werner Vogt soll Kontakt aufgenommen werden, und die Galerie Junge Kunst wollen wir besuchen. Unsere Jahresabschlußveranstaltungen sind immer recht lustig. Na, und FDJ-Zirkelarbeit, ist ja klar." Natürlich geht's bei Leistungssportlern nicht nur oder vorrangig um kulterelle oder gesellschaftliche Veranstaltungen, um Kollektiverlebnisse. Im Vordergrund steht die sportliche Höchstleistung des einzelnen. Und die wird in erster Linie im Training geboren. Rolf Sennewald bezieht sich deshalb noch mal auf den sportlichen Alltag: „Der Zuschauer sieht beim Gewichtheben meist nur die Muskelkraft des Aktiven. Daß der technische Ablauf sehr kompliziert ist, fällt ihm kaum auf. Alles läuft ja in Sekundenbruchteilen ab. Und je größer die Lasten werden, um so

schwieriger sind die Feinheiten des Bewegungsablaufs. Ganz abgesehen davon, daß der Athlet schon eine ganze Portion Mut und Risikobereitschaft mitbringen muß, um mit dem ganzen Körper unter Lasten bis zu vier Zentnern und mehr zu gehen. Nein, mit Kraft allein ist's wirklich nicht getan. Zum Gewichtheben gehören auch Charakter und Geist. Aber in welcher Sportart ist das nicht so – um das Weltniveau zu erreichen, ist ein geistig reger, mitdenkender Sportler gefragt. Nicht nur hier (Rolf Sennewald tippt auf seinen Oberarm), sondern auch hier (der Zeigefinger geht zur Schläfe) – darauf kommt's an."

Da verschluckte ich lieber das so oft und unüberlegt gebrauchte Wort – große Muskeln, kleines Gehirn – das mir als Frage auf der Zunge lag. Zumal ich dann noch diese Visitenkarten sah: Oberfeldwebel Peter Käks: Abitur, Fernstudent an der Deutschen Hochschule für Körperkultur. Unteroffizier Johannes Kieslich: Abitur mit „sehr gut", Berufsziel Bauingenieur. Unteroffizier Klaus Waetzold: Abi mit „ausgezeichnet", von der Schule für eine Mathestudium in der UdSSR vorgeschlagen, worauf er allerdings zugunsten seiner sportlichen Perspektive verzichtete, nun DHfK-Fernstudent. Unteroffizier Rüdiger Grohnwald: Abitur, Sportlehrerfernstudent.

Aber eine vielleicht etwas provokatorische Frage konnte ich mir dann doch nicht verkneifen: Was finden nun diese klugen Burschen am Kraftsport?

Peter Käks, mit 25 Jahren der Älteste, Erfahrenste und auch Erfolgreichste in der jungen ASK-Gewichthebertruppe, nun schon seit acht Jahren bei „Vorwärts" aktiv, darf sicher als Sprecher für alle seine Mannschaftskameraden gelten: „Ja, irgendwie sieht's vielleicht etwas sinnlos aus, die Zentnergewichte hochzuwuchten. Na, ich meine, es könnte einer fragen, wo ist der praktische Nutzen dabei. Aber das ist eben Sport, das Kräftemessen mit anderen. Und dann schult das Gewichtheben auf jeden Fall die Willenskraft, man muß sich immer wieder selbst überwinden. Man stellt sich ständig höhere Ziele, und erreicht man sie, fühlt man sich selbst bestätigt. Besonders deshalb finde ich meinen Sport schön."

Das klingt so einfach – sich höhere Ziele stellen und sie erreichen! Von der komplizierten Technik hat Rolf Sennewald schon gesprochen. Die Grobform kann der Anfänger wohl in etwa sechs Monaten erlernen, doch die für große Lasten erforderliche Feinform, das sichere Gefühl für den richtigen Bewegungsablauf mitzubekommen, das kann Jahre dauern. Und die athletische Ausbildung ist durchaus nicht einseitig auf Kraft ausgerichtet. Ich habe den Schwergewichtler Peter Käks erlebt, als er wie ein Gummiball im Schlußsprung hintereinander über sechs 1,10 Meter hohe Hürden hüpfte. Der Trainer nannte mir noch ein paar Athletikdaten seines Schützlings, bei denen ich im Geiste den Hut zog: „11,6 Sekunden über 100 Meter, 3,14 Meter im Schlußweitsprung, 9,70 Meter im Schlußdreisprung. Und er steht mit solchen Werten durchaus nicht allein."

„Aber ich habe doch schon einige superschwere Männer an der Hantel gesehen, die mit Ihren Bäuchen eigentlich gar nicht so athletisch wirkten", gab ich zu bedenken.

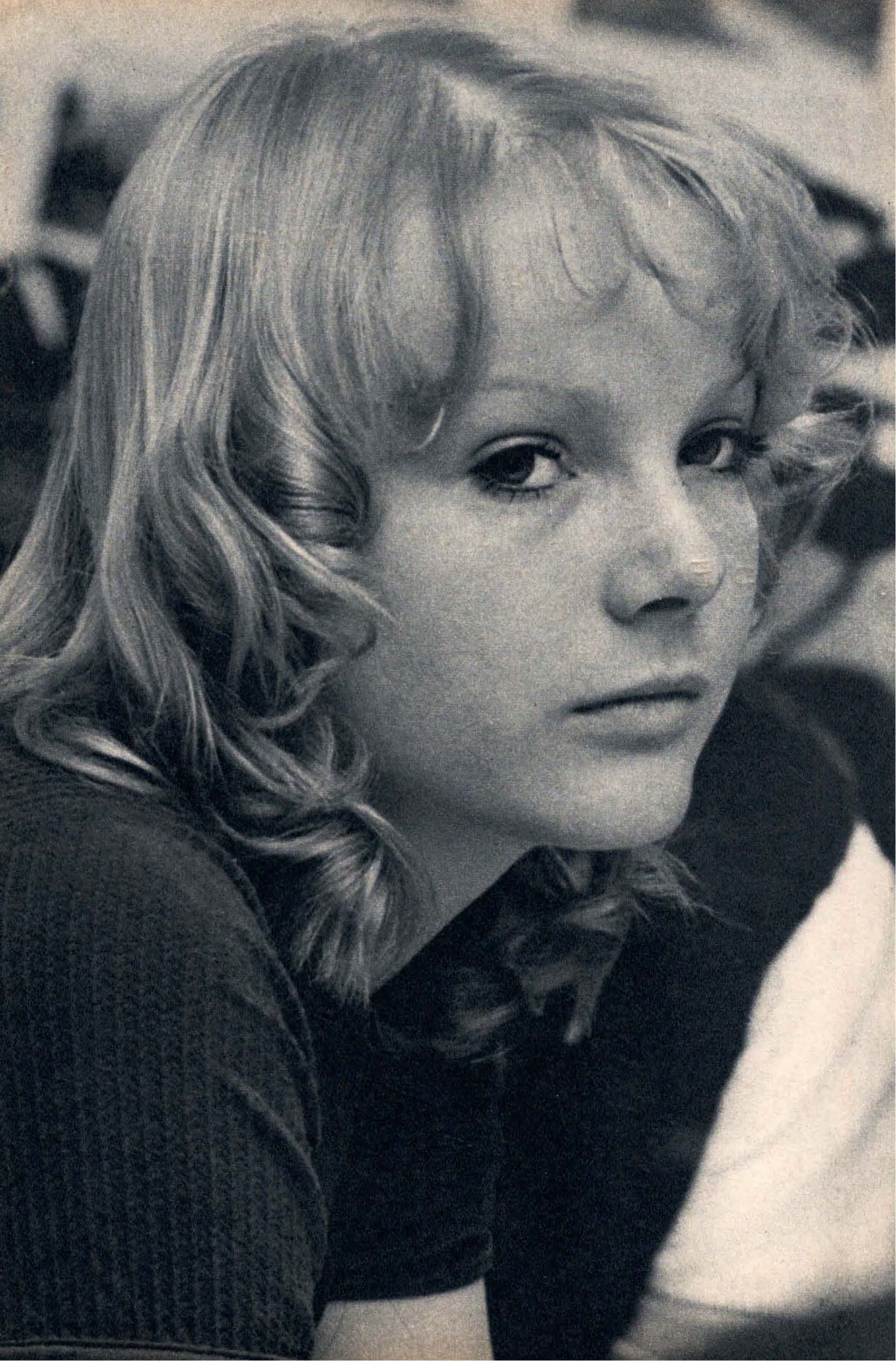
„Ja, schon, aber täusche dich nicht. Ein superschwerer Weltklasseheber ist auch mit Bäuchlein unerhört beweglich. Da besonders beim Stoßen auch die Masse, die der Athlet einsetzen kann, eine Rolle spielt, ist es schon drin, daß Gewichtszunahme auch in der Gürtelgegend sichtbar wird."

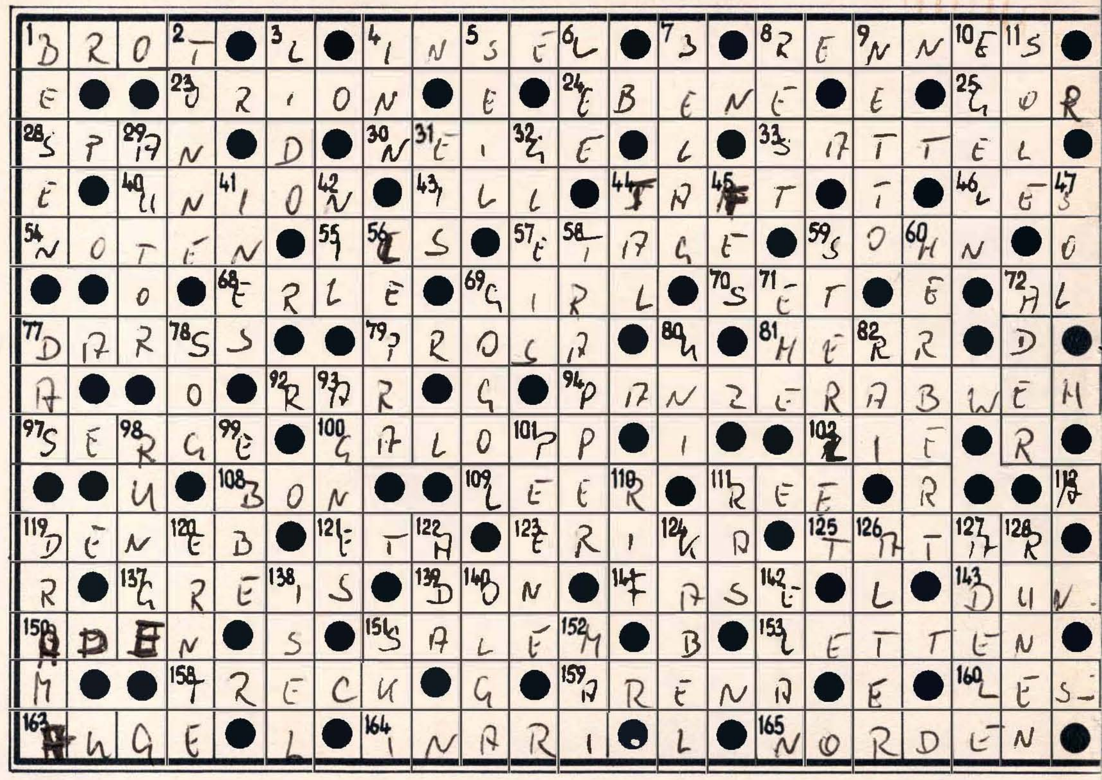
Aber da muß man, wie gesagt, schon Superschwergewichtler sein. Bei allen anderen setzen die Gewichtsklassen Grenzen für das Zunehmen. Und bei den ganz Kleinen, die so mit zehn Jahren etwa beginnen, sich an die Scheibenhantel zu gewöhnen, ist das ohnehin nicht drin. Auch hier, im Nachwuchsbereich, tut sich bei Vorwärts einiges. Die B-Jugend gewann im Vorjahr den FDJ-Pokal der DDR, die A-Jugend wurde Mannschaftsmeister unserer Republik. Und die gute Arbeit in den Trainingszentren in Schwedt und Leipzig, in Marxwalde, Dranske, Dresden und Salzwedel, um nur einige zu nennen, gibt die begründete Hoffnung, daß der ASK-Nachwuchsborn nicht versiegt.

Aber auch „oben", bei den Männern, waren die letzten Gewichtheberjahre durchaus ertragreich. Mit drei Athleten erreichten sie ab 1973 den Anschluß an Weltspitzenleistungen: Peter Käks im Schwergewicht, Unterfeldwebel Wolfgang Hübner im Mittelgewicht und Feldwebel Ulrich Muskatewitz im Leichtgewicht gehören zu den Olympiaanwärtern unserer Republik für 1976.

Die Erfolge von Käks (Fünfter der Weltmeisterschaften 1974 im Zweikampf) und Muskatewitz (Fünfter der Europameisterschaften im Zweikampf, DDR-Meister im Stoßen und Zweikampf) deuten schon an, daß auch der ASK seinen Anteil am Aufschwung des DDR-Gewichthebens hat. Mit Unteroffizier Rüdiger Grohnwald und Unteroffizier Johannes Kieslich machen sich noch zwei ASK-Männer Hoffnungen auf einen Olympiaplatz. Aber noch ein gutes Jahr fleißigen Trainings liegt da vor ihnen. Einige tausendmal noch werden sie das Gewicht der 76er Kanone nach oben wuchten müssen, um vielleicht ihr Traumziel, die 76er Olympiade, zu erreichen.

Oberstleutnant Günther Wirth

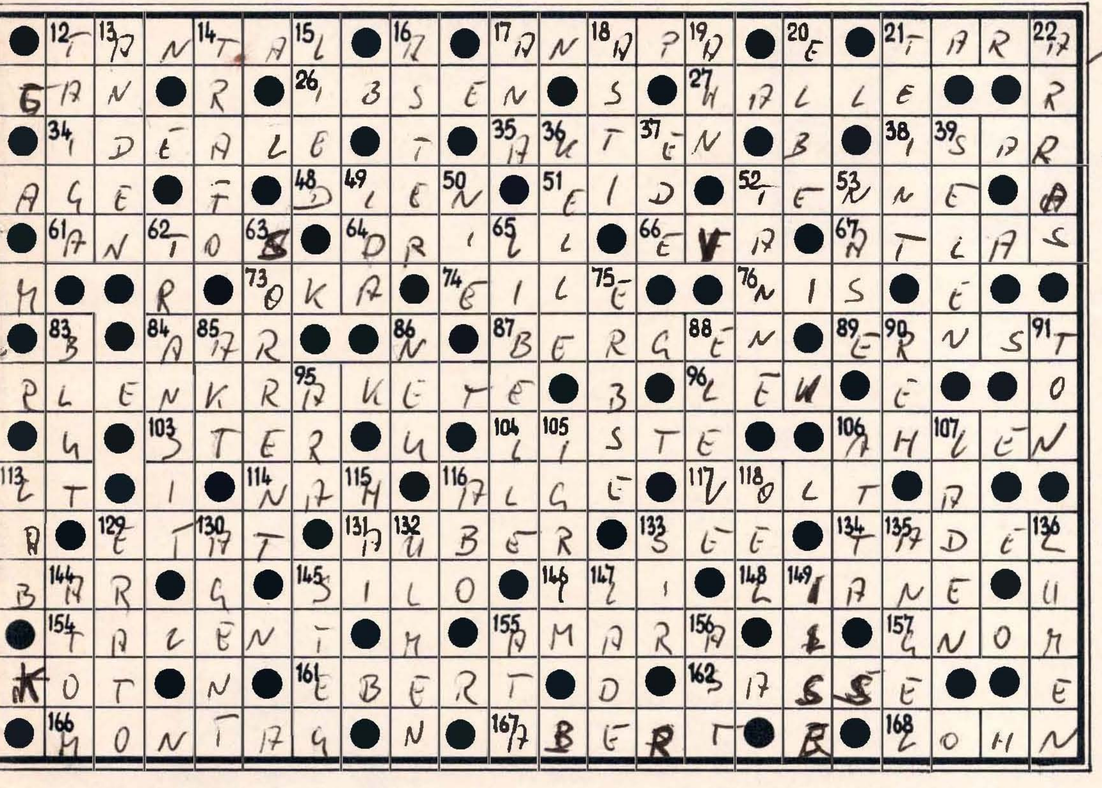




KREUZWORTRÄTSEL

Waagerecht: 1. Nahrungsmittel, 4. Eiland, 8. Stadt in Westfrankreich, 12. chemisches Element, 17. sowjetischer Kurort am Schwarzen Meer, 21. Verpackungsgewicht, 23. Sternbild, 24. Flachland, 25. Stadt im NO Irans, 26. norwegischer Dramatiker (1828–1906), 27. Bezirksstadt in der DDR, 28. Holzteilchen, 30. Flüssigkeitsrest, 33. Reitsitz, 34. Wunschbild (Mehrzahl), 35. Schriftstücke, Unterlagen, 38. Nebenfluß der Donau, 40. Vereinigung, 43. Nebenfluß des Rheins, 44. Gewebeart, 46. französischer Schriftsteller (1668–1747), 48. französische Widerstandskämpferin, 51. Schwur, 52. Scheunenboden, 54. Musikzeichen (Mehrzahl), 55. Abkürzung für Instrumentenlandesystem, 57. Stockwerk, 59. Nachkomme, 61. tschechoslowakischer Bildhauer (1878–1938), 64. hartes Einexerzieren, Schinderei, 66. weiblicher Vorname, 67. Kartenwerk, 68. Laubbaum, 69. Tanzmädchen, 70. Maßeinheit der Monotypesetzmaschine, 72. Bergweide, 73. Nebenfluß der Wolga, 74. Hast, 76. Bezirkshauptstadt in Jugoslawien, 77. Halbinsel an der Ostseeküste, 79. Sprache in ungebundener Form, 81. Anrede, 84. Adler (dichterisch), 87. Stadt auf Rügen, 89. männlicher Vorname, 92. selten, 94. Kampfmittel gegen Panzer, 96. Währungseinheit in Bulgarien, 97. Futterstoff, 100. Sprunglauf des Pferdes, 102. norwegischer Schriftsteller, 103. Holzmaß, 104. schriftliche Aufstellung, 106. Schuhmacherwerkzeug (Mehrzahl), 108. Gutschein, 109. nicht voll, 111. Wendekommando, 112. Stimmlage, 114. nicht fern, 116. niedere Pflanze, 117. Einheit der elektrischen Spannung, 119. Stern im Sternbild Cygnus, 121. griechischer Buchstabe, 123. Heidepflanze, 125. Bewohner einer Sowjetrepublik, 129. Staatshaushalt, 131. französischer Opernkomponist, 133. Gewässer, 134. Verweis, 137. alter Mann, 139. Strom in der Sowjetunion, 141. abgeschrägte Kante, 143. amerikanischer Dichter (1872–1906), 145. Getreidespeicher, 146. Fluß in der Kasachischen SSR, 148. Kletterpflanze, 150. arabische Hafenstadt, 151. orientalischer Gruß, 153. Volk in der Sowjetunion, 154. Begabung, Fähigkeit, 155. Bittermittel, 157. Kobold, 158. Wagenkolonne, 159. Kampfplatz, 160. französischer Baumeister (um 1510–1578), 161. Maler und Graphiker der DDR, 162. Lager des Hasen, 163. Sinnesorgan, 164. See in Finnland, 165. Himmelsrichtung, 166. Wochentag, 167. deutscher Musikwissenschaftler (1871 bis 1927), 168. Arbeitsentgelt.

Senkrecht: 1. Haushaltsgegenstand, 2. großes Faß, 3. Badestrand bei Venedig, 4. Nebenfluß der Donau, 5. Schnur, Strick, 6. dem Wind abgekehrte Seite eines Schiffes, 7. Brotaufstrich, 8. Überbleibsel, Rückstand, 9. Reingewicht, 10. Stadt an der Bode, 11. Salzlösung, 12. Nadelwaldgürtel in Sibirien und Osteuropa, 13. südamerikanisches Kettengebirge, 14. Kurzbezeichnung für Transformator, 15. Gesangsstück, 16. Sternblume, 17. Sammlung von Aussprüchen, 18. italienische Weinbaustadt, 19. Vorfahr, 20. Strom in Mitteleuropa, 21. Gesichtsfarbe, 22. Stadt in Frankreich, 29. Urheber, Verfasser, 31. Gefrorenes, 32. Teil der Schienenanlage, 36. Maurerwerkzeug, 37. Stadt in Holland, 39. chemisches Element, 41. weiblicher Vorname, 42. Strom in Nordafrika, 44. Gebirgseinschnitt, 45. orientalische Kopfbedeckung, 47. Währungseinheit in Peru, 49. Gebirgsstock auf der Insel Kreta, 50. Verneinung, 52. Nadelgewächs, 53. Gesichtsteil, 56. Aussatz, Infektionskrankheit, 58. nordamerikanischer Pelztierjäger, 59. kleiner Stör, 60. männlicher Vorname, 62. Roman von Anna Seghers, 63. italienischer Kur- und Badeort, 65. Insekt, 69. russischer Dichter (1809–1852), 71. Lebensbund, 72. Blutgefäß, 75. Hülsenfrucht, 77. Artikel, 78. Strömung hinter Schiffen, 80. einfarben, 82.

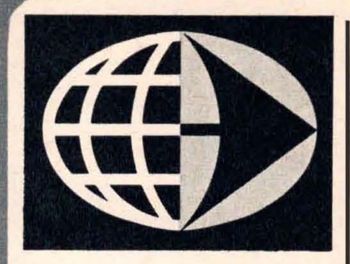


bengalischer Schriftsteller (1863 bis 1913), 83. Lebenssaft, 85. Abschnitt eines Bühnenwerkes, 86. ungebraucht, 88. Tanzschüler, 90. Waldtier, 91. Laut, 93. weiblicher Vorname, 96. Papageienar 98. deutscher Chemiker (1795–1867), 99. eine der Gezeiten, 101. Fluß im Norden der DDR, 105. Siedlung im Nationalen Kreis der Chanten und Mansen in der Oblast Tjumen (RSFSR), 106. Gattung der Blattschneideameisen, 107. Verkaufsstelle, 110. Gebirgsland in Marokko, 111. Gipfel, Vorgebirge, 113. Ferment im Kälbermagen, 116. Meeresraubfisch, 116. Kurzbezeichnung für Abonnement, 118. flüssiges Fett, 119. ernstes Bühnenwerk, 120. Einbringung der Frucht, 122. weiblicher Vorname, 124. elektrische Zuleitungsschnur, 126. Zeitbestimmung, 127. weiblicher Vorname, 128. germanische Schriftzeichen (Mehrzahl), 129. Muse der Liebesdichtung, 130. Spion, 132. Laubbaum (Mehrzahl), 133. englische Anrede, 135. Fanggerät, 136. Einheit des Lichtstroms, 138. Berg bei Innsbruck, 140. weiblicher Vorname, 142. Schwung, 144. Teil eines chemischen Grundstoffes, 145. Teil eines Saiteninstruments, 147. Tischfach, 149. Nebenfluß der Oker, 151. Wintersportgerät, 152. Monatsname, 155. Reinigungsmittel, 156. Baumteil.

Auflösung aus Nr. 3/75

Waagerecht: 1. Rogen, 5. Biber, 8. Imker, 11. Elan, 15. Okapi, 19. Ampel, 23. Biene, 26. Iller, 28. Ebro, 29. Bredel, 30. Oran, 31. Inder, 32. Assel, 34. Osten, 36. Anode, 38. Dieb, 39. Perle, 40. Insel, 41. Elite, 43. Hose, 44. Etat, 45. Nina, 47. Erle, 49. Eule, 51. Onon, 53. Aalst, 56. Nadel, 59. Tanne, 61. Malta, 64. Edam, 67. Leitwerk, 70. Abend, 72. Giersch, 76. Einer, 78. Engel, 81. Udine, 84. Lagos, 86. Oel, 87. Tete, 90. Notar, 92. Kegel, 94. Stola, 95. Doris, 98. Isere, 100. Onkel, 102. Aras, 103. Baer, 105. Egel, 107. Niet, 108. Nonne, 110. antik, 111. Larsa, 113. Arlon, 115. Terek, 117. Meter, 120. Brad, 122. Ata, 124. Tarim, 125. Brief, 127. Loren, 129. Repin, 131. Trauben, 133. Moral, 135. Wartburg, 139. Tran, 142. Longe, 144. Eiger, 147. Allee, 149. Emile, 152. Ural, 154. Sete, 155. Agon, 156. Inge, 159. Rigi, 161. Samt, 163. Tenor, 165. Laute, 166. Gorki, 167. Isar, 170. Sohle, 171. Seine, 172. Essen, 174. Geste, 175. Bier, 176. Igelit, 177. Kurt, 178. Natte, 179. Niete, 180. Niere, 181. Lette, 182. Ente, 183. Regen, 184. Egart, 185. Eisen,

Senkrecht: 1. Rachmaninow, 2. Gras, 3. Nis, 4. All, 5. Brot, 6. Bett, 7. Renn, 8. Iran, 9. Monat, 10. Enden, 11. Erde, 12. Lei, 13. Ade, 14. Nebel, 16. Klee, 17. Polo, 18. Irene, 19. Anina, 20. Pass, 21. Lila, 22. Adele, 23. Brett, 24. Eni, 25. Ehe, 27. Leid, 33. Senn, 35. Sage, 37. Erne, 39. Planke, 42. Tor, 44. Elgon, 46. ich, 48. Leine, 50. Ute, 52. Ode, 54. Ale, 55. Silo, 57. Adler, 58. Ise, 60. Ast, 61. Met, 62. Ara, 63. Beg, 65. Mut, 66. Kilo, 68. Wein, 69. Kalkulation, 71. Ekel, 73. Iskar, 74. Rolle, 75. Clan, 77. Norm, 79. Gelb, 80. Lena, 82. Donau, 83. Nante, 85. Goa, 87. Tat, 88. Esel, 89. Eber, 91. Reep, 93. Lid, 94. Star, 95. der, 96. Ramme, 97. Ster, 99. Rast, 101. Erik, 104. Akelei, 106. Grieg, 109. Nanai, 112. Saum, 114. oft, 116. Rom, 118. Erg, 119. Tee, 121. Ree, 123. Tal, 125. BGL, 126. Bar, 128. Not, 130. Nios, 131. Tag, 132. Bein, 134. Oese, 136. Abe, 137. Berge, 138. Riesa, 140. Ruebe, 141. Nagel, 143. Neige, 145. Gnome, 146. Rilke, 148. Last, 150. Elen, 151. Rune, 153. Lore, 154. Skat, 155. Arie, 157. Neun, 158. Este, 159. Riga, 160. Gent, 162. Anis, 163. Ton, 164. Nie, 168. Sen, 169. Alt, 172. Eta, 173. See.



Jahrestage: 14. 5. – 20. Jahrestag der Gründung des Warschauer Vertrages; 17. 5. – Tag der Wissenschaft in der Bulgarischen Volksarmee; 22. 5. – Tag der jugoslawischen Luftstreitkräfte; 28. 5. – Tag der sowjetischen Grenztruppen.

Das Pentagon verfügt zur ideologischen Diversion über einen eigenen Propagandaapparat großen Ausmaßes. Dazu zählen 260 Rundfunk- und 91 Fernsehstationen in allen Teilen der Welt. Vom USA-Kriegsministerium werden 125 verschiedene Publikationen mit einer Jahresauflage von 8 Millionen Exemplaren herausgegeben.

Paraden wie auf diesem Bild sind nicht die einzigen Bewährungsproben der iranischen Marinesoldaten. Im November 1974 fand im Persischen Golf das bisher größte Manöver in der zweiundvierzigjährigen Geschichte der Seestreitkräfte des Landes statt. Die mehr als 10000 Matrosen übten die Abwehr von U-Boot- und Luftangriffen sowie den Truppentransport auf dem Seeweg. Es wurden Schiffe mit modernsten Waffen und neuester Elektronik eingesetzt.

Reguläre Streitkräfte in Lateinamerika

Staat	Personalstärke der Streitkräfte Land	Luft	See	Gesamt
Argentinien	85000	17000	33000	135000
Bolivien	20000	2000	–	22000
Brasilien	130000	35000	43000	208000
Chile	32000	10000	18000	60000
Dominikanische Republik	9000	3000	3800	15800
Ekuador	15000	3500	3700	22200
Guatemala	10000	1000	200	11200
Haiti	6000	200	300	6500
Honduras	4500	1200	–	5700
Kolumbien	50000	6000	7200	63200
Mexiko	54000	6000	11000	71000
Nikaragua	5400	1500	200	7100
Paraguay	11000	2000	1900	14900
El Salvador	4500	1000	100	5600
Uruguay	16000	2000	3000	21000
Venezuela	24000	6000	7500	37500

Ausländische NATO-Truppen mit einer Gesamtstärke von 311200 Mann sind in der BRD stationiert, wovon 266200 zu den Land- sowie 45000 zu den Luftstreitkräften gehören. In dieser Zahl sind die 67000 französischen Soldaten nicht enthalten. Das stärkste ausländische NATO-Kontingent auf westdeutschem Boden stellen die USA mit 206000 Soldaten. Großbritannien ist mit 59600, Belgien mit 31700, die Niederlande mit 8900 und Kanada mit 5000 Mann beteiligt.



Abgelöst hat General Idi Amin (Bild) seine bisherige Außenministerin Elizabeth Bagaya. Die 31jährige Politikerin Ugandas, einst begehrtes Fotomodell, soll Kontakte zum USA-Geheimdienst unterhalten, moralische Verfehlungen begangen und sich nicht ihrer hohen Funktion entsprechend verhalten haben.



Das Heer ist mit 210000 Mann die stärkste Teilstreitkraft der spanischen Armee, in der vorwiegend Wehrpflichtige (18 Monate) dienen. Die Truppen gliedern sich in das Feld- und Territorialheer sowie die Verbände der allgemeinen Reserve. Die Bewaffnung besteht hauptsächlich aus amerikanischem Gerät. Es wird nach US-Dienstvorschriften ausgebildet.

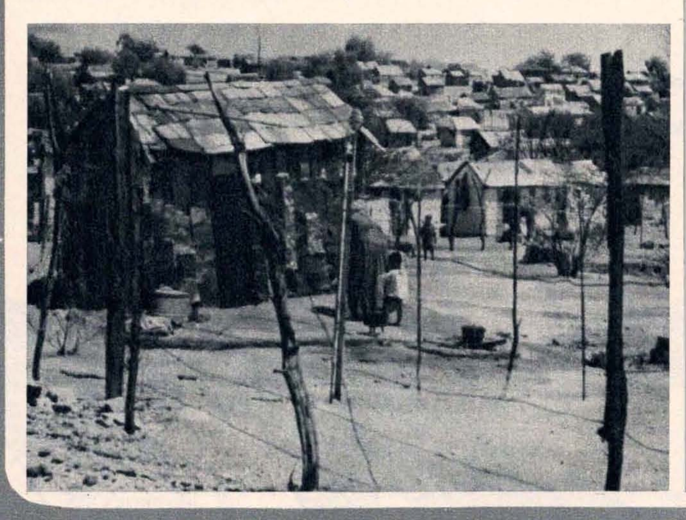


Umgerüstet werden die drei Lenkwaffenzerstörer „Lütjens" (Bild), „Mölders" und „Rommel" der BRD-Kriegsmarine. Sie erhalten wie ihre Schwesternschiffe das Waffensystem „Standard Missile I". Es ist mit einem Digitalrechner ausgerüstet und kann gegen See- und Luftziele eingesetzt werden. Die BRD-Lenkwaffenzerstörer erreichen eine Wasserverdrängung von 4544 Tonnen. Sie sind 134 m lang und haben eine Besatzung von 335 Mann. Die Bewaffnung besteht aus dem Flugkörper-System, zwei 127-mm-Kanonen, einem U-Jagdraketenwerfer und sechs U-Abwehrtorpedorohren.

Der brutalen Unterdrückung der in Elendshütten aus Blechbüchsen (Foto) lebenden und von den Monopolen ausgebeuteten Eingeborenen dient auch der militärische Machtapparat des südafrikanischen Rassistenregimes. Er setzt sich aus den regulären Streitkräften (100 000 Mann) und den 250000 Angehörigen der Bürgerwehr zusammen. Einschließlich der 100000 Reservisten stehen fast eine halbe Million der vier Millionen Weißen unter Waffen bzw. sind militärisch ausgebildet.

Wehrpflichtige machen neun Zehntel aller Angehörigen der schwedischen Streitkräfte aus. Im Verteidigungsfall stehen dem Land nahezu eine Million Soldaten zur Verfügung. In jedem Jahr absolvieren 50000 bis 55000 Rekruten eine Grundausbildung bis zu 495 Tagen. Dazu kommen noch 120000 Mann, die Reserveübungen von höchstens 32 Tagen leisten.

Aus Freiwilligen rekrutiert sich der dänische Heimatschutz, in dem sowohl Männer als auch Frauen dienen. Seine Gesamtstärke beträgt 69000 Personen, wovon 53500 in dem des Heeres, 11500 in dem der Luftwaffe und 4000 in dem der Marine tätig sind. Das Frauenkorps unterstützt besonders das Fernmelde- und Sanitätswesen, wird zur ABC-Abwehr eingesetzt und stellt einen großen Teil des Verwaltungspersonals.



IN EINEM SATZ

Fast 90% der Bewaffnung und Ausrüstung der japanischen Streitkräfte kommen aus der landeseigenen Rüstungsindustrie.

Wesentlich erhöht haben die USA seit Beginn des Zypern-Konfliktes ihre Waffenlieferungen an die Türkei.

400 Panzer, 3000 andere Fahrzeuge sowie 20000 Soldaten und Reservisten waren an dem bisher größten Manöver des österreichischen Bundesheeres, das sich von der Donau und dem Alpenvorland bis zu den Steirischen Alpen erstreckte, beteiligt.

Als erste Armee Südamerikas fahren die peruanischen Streitkräfte den sowjetischen Panzer T 55.

108 Länder waren an den 109 von imperialistischen Kräften entfesselten militärischen Konflikten nach 1945 beteiligt, drei Viertel von ihnen wurden zum unmittelbaren Kriegsschauplatz.

Ein Tiefflugabwehrsystem aus Rapier-Raketen hat das Emirat Abu Dhabi für 35 Milliarden Pfund Sterling in Großbritannien gekauft.

Bis 1977 soll die Umrüstung der strategischen U-Boote der USA von Polaris-Raketen auf solche des verbesserten Typs Poseidon abgeschlossen sein.

70% aller Gelder für die Geheimdienste der USA fließen denen der Streitkräfte zu, das entspricht einer Steigerung von 20% gegenüber 1968.

In Simbabwe (Rhodesien) haben sich vier afrikanische Befreiungsorganisationen zu einer Vereinigten Front zusammengeschlossen und sich in einer Deklaration zur „Notwendigkeit der Fortsetzung der bewaffneten und aller anderen Kampfformen bis zur völligen Befreiung Simbabwes" bekannt.

Jeder fünfte Panzer des Aggressors Israel stammt aus der BRD, und 5000 israelische Militärs wurden seit 1964 an Bundeswehrschulen ausgebildet.

Achtundvierzig bewaffnete Interventionen seit Beendigung des zweiten Weltkrieges stehen auf dem Schuldkonto des USA-Imperialismus.

Vier Fünftel aller USA-Staatsausgaben für Forschung und Entwicklung dienen militärischen Zwecken.

HELGA hörst du?

Vitalij Lowginenko

Illustration: Karl Fischer

Helga, wo bist du? Wo bist du, blondhaariges Mädchen aus Berlin? Hast du auch den sowjetischen Matrosen nicht vergessen, den Maschinenpistolenschützen Sergej, der dich dem Höllenfeuer entrissen und ans Licht getragen hat, dich – als das Wertvollste für die Zukunft deiner Heimat? Würdest du ihn wieder so fest um den Hals nehmen wie damals? Wo bist du, Helga? Melde dich und bestätige, daß diese Zeilen wahr sind!

Damals, das war, als Berlin in Trümmer versank. Die Luft war schwer von verbranntem Pulver, wir konnten kaum mehr atmen. Der Rauch kratzte uns im Hals, verbiß sich in unsere Augen. Blusen und Hemden hätten wir auswinden können. Eine einzige große Sehnsucht quälte uns: die Sehnsucht nach einem Schluck Wasser.

„Wo, zum Teufel, ist denn dieser Landwehrkanal?"

„Halt aus, Sergej", erwiderte ich, „er kann nicht mehr weit sein. Dort, hinter dieser Kirche, etwa dreihundert oder vierhundert Schritte von hier." „Der Kanal ist verunreinigt", sagte der pausbäckige Komsomol-Organisator des Bataillons, Leutnant Prichodki. „Das Wasser darf man nicht trinken."

„Das ist wahr", bestätigte Sergej müde und fügte den Vorwurf hinzu: „Warum stellen sich auch die Fritzen immer noch auf die Hinterbeine? Sie sind richtige Esel, meiner Seel! Wir zerdrücken sie doch so und so zu Brei."

„Was willst du!" ließ sich der Leutnant wieder vernehmen. „Die Soldaten wissen's schon lange! Aber ihre Generale und der Führer wollen es nicht begreifen."

„Wie lange wird es noch dauern?" Sergej wandte mir sein schmal gewordenes Gesicht zu. Er war ungeduldig.

„Wie lange noch?" So hatte er mich in Sewa-





stopol gefragt, im Kaukasus und danach, als wir den Übergang über den Dnepr erkämpften. Damals war eine solche Frage ganz verständlich, aber jetzt und hier?
Der Sieg lag einen halben Kilometer von uns entfernt. Berlin war eingeschlossen, und unser Marineinfanteriebataillon war nur ein Tropfen in der gewaltigen Angriffswelle. „Diese Bestien! Man müßte endlich richtig dazwischenhauen!"
Unerwartet, gleichsam auf Sergejs Bestellung, erschienen mit roten Sternen gekennzeichnete Flugzeuge über uns.
„Na, endlich!"
Schon änderten die Flugzeuge ihren Kurs, griffen kopfüber an und nahmen genau die vorderste Linie der faschistischen Verteidigung unter Beschuß.
Wir duckten uns und zählten die abgeworfenen Bomben.
Plötzlich piepte das Telefon. Befehl vom Gefechtsstand:
„Zugführer Jelisajew (das war ich) und Matrose Netschiporuk (also Sergej) begeben sich nach vorn und erkunden vom Dach des roten Ziegelhauses aus die Stellung des feindlichen Panzerabwehrgeschützes."
Das Telefon verstummte, und wir begannen vorzurobben.
Staub und Rauch, vom Bombenangriff hervorgerufen und emporgewirbelt, verdeckten die Sonne, die jetzt wie eine rote Scheibe aussah. Irgendwo in der Nähe knatterten Maschinenpistolen. Ohne rechte Orientierung krochen wir weiter. Sergej war vorsichtig, ab und zu streckte er seinen braungebrannten Hals in die Höhe und horchte um sich.
„Wie weit ist's noch bis zu diesem Haus?"
Knapp neben uns ging ein Panzerabwehrgeschoß nieder und ließ die Luft erzittern. Über unseren Köpfen pfiffen, wie aufgescheuchte Wachteln, zwei auf unsere Stellungen gerichtete Granaten vorüber.
Doch schon war das rote Haus vor uns. Von oben bis unten trug es Male von Granatsplittern und Kugeln, seine Umgebung war mit zerborstenen Fensterscheiben und Ziegelbrocken besät.
Am Haupteingang stand ein verlassenes Maschinengewehr. aus dem Staub starrte eine schwere, gelbköpfige Panzerfaust.
Wir schauten uns um. Weit und breit niemand.
„Aljoscha, gib mir Feuerschutz!"
Ehe ich noch etwas einwenden konnte, tat Sergej einige Sprünge nach vorn.
Ich faßte die Maschinenpistole fester und richtete sie auf den Eingang des Hauses. Vor meinen Augen befanden sich nur dieser graublaue Schlund, in dem Sergej verschwunden war, sowie das Visier meiner MPi, mit dem ich genau in die Mitte dieses Schlundes zielte.
Sergej tauchte wieder auf, vom Kopf bis zu den Füßen mit grauem Kalkstaub bedeckt. Er nickte mir zu. Ich lief über den Hof. Der Gang war leer. Die Treppen trugen Spuren von Sergejs Stiefeln. Vorwurfsvoll sah ich den Freund an: Wer hat dir erlaubt, allein bis hierher zu gehen? Warum setzt du dich solcher Gefahr aus, wenn es nicht sein muß? „Zwei Wohnungen gibt es", erklärte er mir, gleichsam um sich zu rechtfertigen. „In der einen ist ein Kalklager untergebracht, in der anderen steht warmes Mittagessen auf dem Tisch."
„Das heißt, daß vor ein paar Augenblicken noch Deutsche hier waren!"
„Gib mir Deckung!" befahl ich Sergej.
Über schmale Treppen stiegen wir zur ersten und dann zur zweiten Etage hinauf.
Wir spitzten die Ohren.
Noch einige wenige Stufen, dann waren wir bei der eisernen Deckenklappe, durch die man zum Dachboden gelangte. Ich versuchte, die Klappe auszuheben. Sie wollte nicht nachgeben. Ich stemmte mich kräftiger dagegen. Da knirschte die Klappe und löste sich. Durch ein ins Dach geschlagenes Loch war ein Stück Himmel zu sehen.
Vorsichtig schauten wir aus der Öffnung. Vor uns glänzte der in Beton gefaßte Landwehrkanal.
„Schau her!" Sergej zeigte hinunter, auf Mauerreste, die eine Kirche umgaben. „Siehst du, dort haben sie sich festgesetzt, die Biester!"
Tatsächlich! Das Panzerabwehrgeschütz war sorgfältig hinter der Mauer getarnt. Weder von der Erde noch aus der Luft konnte man es sehen. Von unserem Dachboden aus aber hätten wir geradezu nach ihm greifen können. Es stand beinahe unter uns und war von dieser Seite her überhaupt nicht geschützt. Wir schauten einander an.
„Machen wir sie mit einer geballten Ladung unschädlich?"
„Das müssen wir!"
Im faschistischen Gefechtsstand wartete man allerdings nicht ab, bis wir uns entschlossen hatten. Das Geschütz feuerte auf unsere angreifenden Panzer, und das ganze verteufelte Haus erbebte davon wie im Fieber.
Unsere Ladung war vorbereitet. Sergej beugte sich aus der Öffnung; lange – mir kam es äußerst lange vor – zielte er, dann schleuderte er die Granaten hinunter. Ein ohrenbetäubender Knall!
Splitter flogen umher, Dachziegel zersprangen. Wir horchten und verständigten uns durch Blicke.
Das Geschütz schwieg.
Zwischen wütendem Bellen von Maschinengewehren und irrsinnigem Motorengeheul drang ein begeistertes „Hurra!" zu uns unters Dach.

Das Bataillon griff an, griff zum letzten Male an, um sich mit der Vorhut der Ersten Ukrainischen Front, die Berlin von Westen und Süden her eroberte, zu vereinigen.
Sergej und ich verließen den Bodenraum und stiegen langsam, friedlich wie Kinder, die ihre Pflicht erfüllt haben und sich nun zur Ruhe begeben können, die Treppen herunter. Schluß! Der Krieg war zu Ende.
Als wir den Haupteingang erreicht hatten und auf den Stufen anhielten, erklang urplötzlich aus dem Keller, dessen Tür wir zuvor gar nicht beachtet hatten, eine verzweifelte Frauenstimme.
Für einen Augenblick ließ uns dieser Schrei zu Stein werden, doch dann stürzten wir ohne alle Vorsichtsmaßnahmen in den dunklen, feuchten Keller; Schimmelgeruch schlug uns entgegen.
Woher mochte der Schrei gekommen sein? Aha, aus jener Ecke; dort flackerte eine qualmende Lampe, an der Wand erstarrten zwei ganze und ein halber menschlicher Schatten.
Sergej überholte mich. Während ich noch bemüht war, festzustellen, was die Schatten bedeuten sollten und wer so verzweifelt geschrien hatte, rannte er mit vorgehaltener Maschinenpistole voraus und befahl dem größeren Schatten: „Ruky verch!"
Die Lampe blendete ihn, er konnte nichts erkennen. Aber ich, hinter seinem Rücken, sah alles. Auch Helga.
Mit zitternder Hand hob der Schatten eine Pistole und schoß auf die von Grauen überwältigte Frau.
Die Frau brach in die Knie und stürzte mit dem Gesicht voran zur Erde. Das kleine, blondhaarige Mädchen, das von der Frau mit dem Körper gedeckt worden war, blickte voller Furcht auf die Pistole, aus der noch Rauch aufstieg.
„Mutti! Muttilein!" So rief sie leise nach ihrer Beschützerin, doch niemand antwortete – weder ihr, noch Sergej.
Der tückische Arm des Mörders zuckte. Aber ehe er die Pistole zum zweitenmal abdrücken konnte, erreichte ihn eine Garbe aus Sergejs Maschinenpistole.
Ein schwerer Körper fiel klatschend auf den glitschigen Boden.
Dann völlige Stille. Uns war, als hörten wir aus der Ferne eine Totenglocke läuten. Sergej nahm das verwaiste Mädchen in die Arme; es war stumm wie ein kleiner Vogel, der hinter seinem Schwarm zurückgeblieben ist. Sergej trug es hinaus ans Licht.
Die Kleine drückte sich fest an ihn, umschlang mit ihren Händchen seinen dunklen, verschwitzten Hals und überschüttete ihn in deutscher Sprache mit Fragen:
„Was ist mit Mutti? Und Vati?", glaubten wir zu verstehen.
Was hätten wir ihr über den Vater sagen sollen, der beschlossen hatte, seine Familie auszurotten?
Ich ging in den Keller zurück, ließ die Taschenlampe aufleuchten, beugte mich über den Mörder und tastete ihn mit dem Lichtstrahl ab.
Hellhaarig und schlank lag er da. Seine halbgeöffneten Augen waren tief eingesunken und erstarrt. Sein spitzer Kehlkopf ragte aus dem dunkelgrünen Kragen einer SS-Uniform hervor. Er sah nicht wie ein Erschossener aus, eher wie einer, der sich selbst erdrosselt hatte. An seiner Brust hingen Kreuze, Beweise seiner „Tapferkeit".
Ich verließ den Keller und lief hinter Sergej her. Und obwohl um und um noch Kämpfe tobten, die rauchverhangene Sonne noch immer einer roten Scheibe ähnelte und wir durch Berge von Trümmern schritten, trug Sergej das Mädchen behutsam und ohne Hast.
Die Hitlerleute hatten uns bereits erspäht. Immer wieder bohrten sich neben uns Kugeln ins Gestein.
„Vorsicht, Serjoscha!"
Doch er schritt weiter. Halt machte er erst an der Barrikade, die den schmalen Durchgang zu unserer Linie blockierte; er überlegte, wo er sie überqueren sollte. Das Mädchen schmiegte sich an ihn.
„Alexej!" rief er mir zu und wandte das Gesicht zur Sonne. „Alexej!"
Er wollte mir irgendetwas sagen, aber seine blutbedeckten Lippen vermochten nicht mehr zu sprechen. Der helle Glanz seiner Augen erlosch. Seiner Schläfe entquoll warmes Blut. Doch er stand aufrecht, hielt dich fest, Helga, und ließ dich nicht los, bis er dich in eine andere, feste und verläßliche Umarmung übergeben konnte.
Hörst du es, Helga? Wo bist du jetzt? Hast du jenen nicht vergessen, dem du dein Leben verdankst?
Er steht im Treptower Park, in Bronze gegossen: Ein sowjetischer Soldat, ein Befreier, der die verhaßte Spinne des Faschismus mit dem Schwert zerhieb und seiner heiligen Wahrheit auf deutschem Boden zu ihrem Recht verhalf.
Dich, Helga, hält er in seinen starken, zuverlässigen Armen!
Heute, viele Jahre nach dem Sieg, wollen wir glauben, daß der Kranz aus roten Blüten, der auf seinem Grabe liegt, von dir stammt. Du kannst uns nicht vergessen, Helga!
Darauf vertraue ich!

Nach der von Dr. V. B. ausgeführten slowakischen Übersetzung deutsch von Ernst und Helene Hamburger



Veronika Fischer & Band

Autogramm-Anschrift: 1034 Berlin, Postschließfach 9

Wurde im thüringischen Dorfe Wölfis so laut und schön gesungen, daß man glaubte, es bis zum nahegelegenen Gotha zu hören, waren's unter Garantie die „Fischer-Kinder"! Ihre drei Mädchenstimmen gaben Klang für ein beliebtes und bekanntes Volkskunst-Gesangstrio. Neun Jahre alt war damals Veronika, die jüngste des Schwesternterzetts. Schon als zweijähriger Knirps hatte sie erkannt, wie schön ihre Stimme im Hausflur schallt und wußte all ihre Kleinkinderängste damit zu vertreiben. Glücklich darüber, sorgte Mutti Fischer für zeitigen Klavier- und Gitarrenunterricht. Veronika lernte fleißig, nahm als Vierzehnjährige am Bezirksausscheid der jungen Talente teil, sang Gospels und Spirituals und schnitt mit „sehr gut" ab. Die Wölfiser EOS war mit Recht stolz auf ihre Schülerin. Ihrer Unterstützung und der eigenen, ausgeprägten Begabung dankte es Veronika, schon mit fünfzehn zur Aufnahmeprüfung an der Dresdner Musikhochschule „Karl Maria von Weber" zugelassen zu werden. Sie bestand und begann ein Jahr später dort ihr Studium. Chanson und Musical hießen die Spezialfächer, die der üblichen, klassischen Grundausbildung folgten. Veronika war nicht nur das Küken des Studienjahres, auch ihre Stimmlage war nicht alltäglich: Als Kontra-Alt bezeichnet, gab sie ihr die Möglichkeit, mühelos über die Skala von drei Oktaven bis in die tiefsten Tiefen der Töne zu dringen. Etwas „klettern" mußte sie mit der Stimme, als sie im zweiten Studienjahr Sängerin bei einer Meißner Combo wurde. Zugleich damit kletterten Taschengeld und Publikumserfahrung. Gern sah man's in der Schule nicht, wenn Veronika montags früh etwas übernächtigt und mit letzter Konzentration dem Unterricht folgte. Sie hatte wieder ein anstrengendes Wochenende in verräucherten



Tanzsälen am Mikrofon verbracht. Aber sie wertet's als gute Lehrzeit. Was sich bewies, als sie nach fünfjährigem Studium Staatsexamen mit Diplom als Gesangssolistin mit einer glatten Eins bestand!

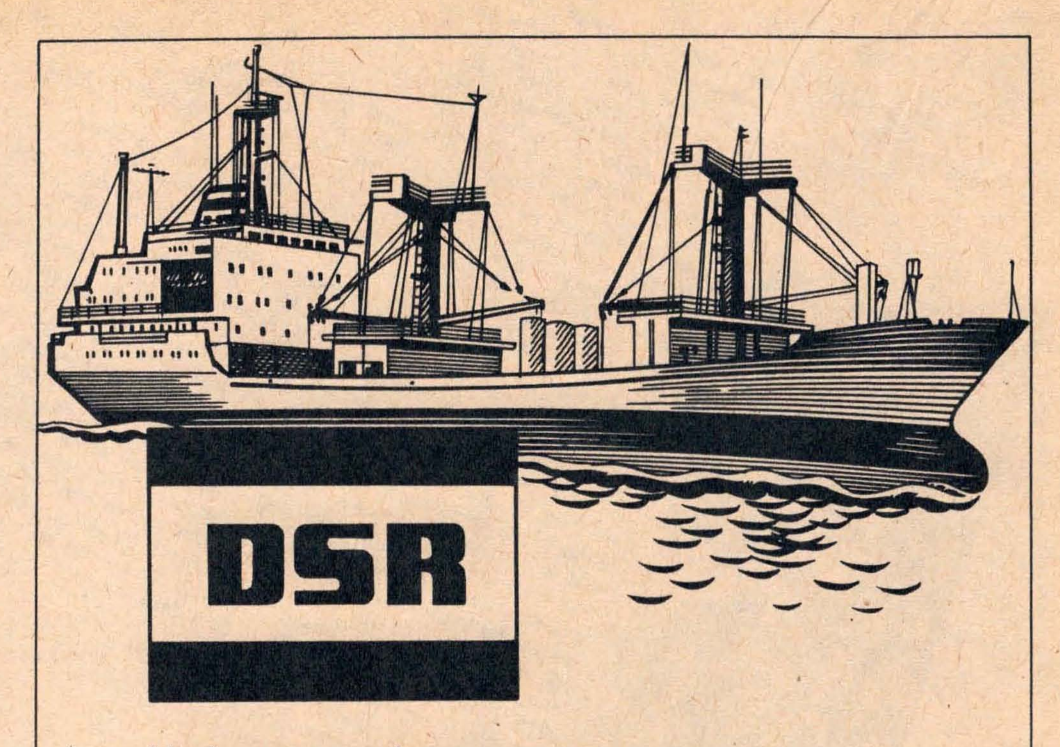
So ausgerüstet, kam Veronika Fischer nach Berlin. Sie schloß sich „Panta Rhei" an und wurde in zweijähriger Zusammenarbeit mit dieser Gruppe als Jazz-, Soul- und Popsängerin schnell bekannt. „Nachts", „Hört", „Prometheus" und „Hier wie nebenan" hießen ihre ersten eindrucksvollen Visitenkarten. Eine ganz neue und für sie bedeutende Visitenkarte hat sie seit Juli 74: VERONIKA FISCHER & BAND steht darauf und heißt, daß sie im Verein von vier Musikanten Sängerin mit eigener Gruppe ist. Gleich in den ersten Monaten des Bestehens wurden gemeinsam neue Funktitel produziert. In Beatsendungen bereits Spitzenreiter, wird es sie auch auf Single geben. So den „Blues von der letzten Gelegenheit", „Rock, und wer bist du?", „Klavier im Fluß" und „Als ich noch ein Kind war". Bald reicht's zur LP und, wie mir Veronika verrät, ist das Angebot eigener Titel in Kürze groß genug zur Gestaltung eines vollen Konzertprogramms. Dies zu verwirklichen, braucht's viel Arbeit, Ideen und Inspirationen an Musik und Text. Jeder der Fünf ist mit Feuereifer dabei. Gemeinsam wird an den Titeln gefeilt, werden sie vollendet oder „vergoldet", wie Veronika es so schön ausdrückt, die sich mitunter auch selbst als Komponistin betätigt. Völlig in ihrem Element ist sie, wenn ein Text sie anspricht, sie sich ganz damit identifizieren kann und er — so mit ihr verschmolzen — von „ihrem ganzen Körper gesungen" wird! Dieses „Engagement bis in die Fingerspitzen" riß auch das nicht unkritische, temperamentgewohnte ungarische Publikum zu Beifallsstürmen hin. Veronikas Konzert im Budapester Kis-Stadion vor 15000 Zuschauern war ein grandioser Erfolg. So etwas spricht sich herum, und es liegen erfreuliche Angebote für Tourneeprogramme und Auslandsgastspiele vor.

In der Sendereihe „rund" präsentierten sich VERONIKA FISCHER & BAND erstmalig dem Fernsehpublikum, und den Filmbesuchern klingt vielleicht noch die Titelmelodie von „Liebe mit 16" im Ohr. Gesang Veronika, begleitet von der „Modern-Soul-Band".

Nebenbei, die Dreiundzwanzigjährige ist durchaus keine einseitige Künstlerin. Eigenschöpferisches bringt sie nicht nur aufs Notenpapier. Auch mit Block und Zeichenstift weiß sie gekonnt umzugehen. Eine Serie erstaunlich lebendiger Tierporträts konnte ich bei einem Besuch in Veronikas Wohnung bewundern. Bei diesen Bleistiftzeichnungen war in bezug auf Wärme, Beobachtungsgabe und gefühlsbetonten Ausdruck eine echte Parallele zur Gestaltung ihrer Lieder und Blues zu erkennen.

Gern möchte sie ihre Begabung einmal im Musical unter Beweis stellen. Und noch etwas: Zahlreiche Auftritte in Klubhäusern der NVA, Briefe und Wünsche von Armeeangehörigen lassen ihr Vorhaben immer mehr Gestalt annehmen, ein Lied für Soldaten zu machen, über ihr Leben, ihre spezielle Thematik zu singen. Da gibt es schon Vorstellungen, Ansätze — und wenn Veronika sich einmal mit etwas befaßt, ist der Erfolg bald abzusehen. Vielleicht sollten sich die Leser einmal mit ihr gemeinsam Gedanken über einen recht guten Text dazu machen!

Helga Heine



Vielseitig und interessant – die Arbeit in der Handelsflotte

Wir warten auf Ihre Mitarbeit

BEREICH DECK

Abschluß 8. Klasse, Facharbeiterabschluß in einem technisch orientierten oder handwerklichem Beruf.

BEREICH MASCHINE

Abschluß 10. Klasse, Facharbeiterabschluß in einem maschinentechnischem Beruf.

Heizer — Voraussetzung Facharbeiterabschluß in einem der nachstehend genannten Berufe: Maschinist für Wärmekraftwerksanlagen, Maschinist für Wärmekraftwerke, Hochdruckheizer

Elektriker — Facharbeiterabschluß Elektromonteur, Elektroinstallateur

BEREICH WIRTSCHAFT

Koch, Bäcker (Facharbeiterabschluß)

Ihre Bewerbung mit ausführlichem Lebenslauf (doppelt) und der genauen Anschrift Ihrer Arbeitsstelle/Betrieb richten Sie an die für Ihren Wohnort günstigste Außenstelle in:

1071 Berlin, Wichertstr. 47
Telefon: 4497889
8023 Dresden, Rehefelder Str. 5
Telefon: 57 71 76

25 Rostock
„Haus der Schiffahrt"
Lange Straße
Postanschrift: 25 Rostock USH
PSF 188

701 Leipzig, Neumarkt, Pavillon des Seeverkehrs, Postfach 950
Telefon: 200502
501 Erfurt, Kettenstr. 8
PSF 345, Telefon: 29293

VEB DEUTFRACHT / SEEREEDEREI ROSTOCK


ROSTOCK

Reif zum Befehlen?

Mit diesem jungen, freundlichen Gesicht? Warum nicht! Aber gehört nicht mehr Strenge, vielleicht sogar mehr Härte dazu?



Natürlich, auch Strenge! Überhaupt, sehr vieles braucht man, um als Gruppenführer Befehle erteilen zu können, die auch „ankommen". Doch das muß und kann sich nicht alles im Gesicht widerspiegeln.
Dieses hier gehört dem Unteroffizier Hans-Joachim Lehmann, Gruppenführer und stellvertretender Zugführer im Truppenteil „Fritz Weineck". Zweiundzwanzig Jahre alt, schon erfahren in der Tätigkeit als Vorgesetzter, mit gutem Kontakt zu den Soldaten, mit Autorität und Vertrauen. Kein Wunder bei der Visitenkarte: Mitglied der FDJ-Leitung der Kompanie. Für seine Leistungen als Gruppenführer von der FDJ-Stadtleitung als Jungaktivist ausgezeichnet. Dreimal das Bestenabzeichen. Abzeichen für gutes Wissen in Gold. Sportabzeichen in Gold. Militärsportabzeichen. Schützenschnur.
Fast das Idealbild eines Unteroffiziers also, könnte man sagen.
Aber wie überall gibt's auch unter Unteroffizieren so'ne und solche. Ausgezeichnete und nicht so Gute. Erfahrene und Neulinge. Anerkannte und welche ohne Autorität.
Der Idealfall ist nun mal keine Durchschnittsgröße. Doch nach wie vor gilt: „Wer immer strebend sich bemüht. . ."
Meine Befragung über Stellung und Verantwortung der Unteroffiziere bestätigte, daß das für viele kein leichtes Brot ist.
Etwas sarkastisch meinte Unteroffizier Werner Keil: „Unteroffizier werden ist nicht schwer, Unteroffizier sein dagegen sehr." Und Unteroffizier Andreas Neumann, dem es offensichtlich nicht anders ging, drückte diesen Gedanken noch konkreter aus: „An der Unteroffiziersschule erschien mir die Ausbildung gut und sinnvoll, da hat's Freude gemacht. Doch in der Truppe merkte ich bald, daß Schule das eine und die Praxis das andere ist. Ich hatte 'ne ganze Menge Illusionen. Die Führung des sozialistischen Wettbewerbs zum Beispiel war an der Schule einfach, weil jeder Unteroffizier werden wollte und kräftig mitzog. Aber hier, unter viel höheren Belastungen, gibt's Probleme. Durch die Ausbildung und den Grenzdienst mit Vor- und Nachbereitung sind die Soldaten zeitlich ganz schön vollgestopft. Wenn man etwas darüber hinaus fordert, so wird das von einigen erst einmal als zusätzliche oder unnötige Aufgabe angesehen. Weil ich selbst schon eine andere Einstellung zu meiner Arbeit habe, wurde ich da oft ungeduldig und ärgerte mich. Aber es ist doch so: Auch mir hat irgendwann mal jemand die ‚Marschrichtung' erklärt. Und dasselbe muß ich nun mit jenen tun, die mir als Unterstellte anvertraut sind: Überzeugungsarbeit, hohe militärische Kenntnisse, richtiger Ton und kameradschaftliches Verhalten zahlen sich aus. Ich glaube, Soldaten wollen spüren, daß man selbst hinter dem steht, was man von ihnen verlangt."
Deshalb meinte auch Unteroffizier Bert Bünger: „Das erste Halbjahr nach der Unteroffiziersschule war besonders schwer. Die Forderungen sind hoch, und man muß erst mal Kontakt zu den Soldaten und anderen Unteroffizieren finden. Aber seit ich richtig drin bin, und alle kenne, macht die Aufgabe auch Freude."
Richtig „drin sein", das heißt doch, seine Aufgaben beherrschen und erfüllen. Stellt sich die

Die aktuelle Umfrage

Frage, worin bestehen die Gruppenführerpflichten denn? Welche Fähigkeiten und Eigenschaften braucht der Unteroffizier, um damit fertig zu werden?
Als Gruppenführer führt der Unteroffizier – der Name sagt's – eine Gruppe. Er ist der unmittelbare Vorgesetzte seiner Soldaten. Hat damit Befehlsgewalt und ist verantwortlich für ihre Erziehung und Ausbildung. Selbst ohne die einschlägige Dienstvorschrift in jedem Fall im Detail studiert zu haben, stand bei den Antworten der befragten Soldaten, Unteroffiziere und Offiziere zu den Gruppenführeraufgaben fast übereinstimmend die Erzieherfunktion an erster Stelle. „Um ausgezeichnete militärische Leistungen zu erreichen", formulierte es Unteroffizier Rainer Krankel, „muß der Soldat wissen, warum und wofür er dient. Er braucht einen klaren Klassenstandpunkt. Dafür haben natürlich vor allem die Vorgesetzten Verantwortung. Ich speziell für die Angehörigen meiner Gruppe. Und das drückt sich so aus: Meine Genossen wissen, wo ich stehe und daß ich wohl mit mir reden, aber bei der Erfüllung der dienstlichen Pflichten nicht mit mir handeln lasse."
Oberleutnant Udo Schneider, Parteisekretär, stimmt dem zu: „Die Wehrpflichtigen bringen schon ein gut Stück Bewußtsein mit – aus der Schule, von der Lehrzeit, von der Arbeit in einem sozialistischen Betrieb. Und die meisten sind Mitglieder der FDJ, was eine bestimmte Haltung einschließt. Trotzdem müssen sie sich mit den neuen, für sie nicht leichten Bedingungen in der Nationalen Volksarmee erst vertraut machen. Da gibt es Widersprüche, hohe Forderungen, die stark in den persönlichen Bereich eingreifen. Ohne Erziehung und Hilfe durch die Vorgesetzten werden sie ihre Aufgaben kaum lösen."
Nicht einfach also für den jungen Unteroffizier, der ja selbst noch Probleme hat, der in seiner Entwicklung nicht fertig ist. Mit den Silberlitzen am Kragen wird ihm die Autorität gegenüber den Soldaten nicht geschenkt.

Wie sehen es die Genossen selbst?
„Der Gruppenführer, den ich akzeptiere, muß durch seine sozialistische Denk- und Verhaltensweise Vorbild für mich sein. Er muß seinen Standpunkt verteidigen und unbeirrt durchsetzen, auch wenn seine Forderungen nicht gleich von jedem anerkannt werden. Das kann er natürlich nur, wenn er weiß, daß er was kann. Also Selbstbewußtsein ohne Überhebung. Das ist das A und O. Seine Beziehungen zu den Unterstellten sollen kameradschaftlich, aber nicht kumpelhaft sein. Genau so ist mein Gruppenführer." (Soldat Roth)
„Er muß hohe Forderungen an sich und die Soldaten stellen. Sein militärisches Wissen, seine Disziplin und Ordnung müssen vorbildlich sein." (Unteroffizier Bernd Schlawin)
„Er muß mit dem Herzen dabeisein. Wenn einer unter seiner Unteroffiziersverpflichtung zunächst innerlich stöhnt, dann darf er das andere nicht merken lassen, sondern muß sich durchringen. Diese Funktion ist eine Bewährungsprobe. Wer sich durchkämpft, wird reifer und fit für höhere Aufgaben." (Gefreiter Helmut Krüger)
Allein schon mit seinem vorbildlichen Sprechen und Handeln, mit seinem guten Verhältnis zu den Soldaten wirkt der Gruppenführer erzieherisch. Gefestigte sozialistische Beziehungen in seinem militärischen Kollektiv sind für den Soldaten ein wesentlicher Teil des real existierenden Sozialismus. So, wie er sie in der Gruppe erlebt, so beurteilt er die Armee. So gut, wie der Vorgesetzte ist, so gut ist für ihn die NVA. Weil der Unteroffizier als Kommandeur eine so hohe Verantwortung für seine Gruppe hat, weil er komplizierte Erziehungsaufgaben zu lösen hat, bei denen er Fehler machen kann und sicher auch macht – wahrscheinlich deshalb ist für den Gefreiten Harry Arnhold die Frage Gruppenführer „ein heikles Thema". Wie es richtig behandelt werden sollte, stellt er sich so vor: „Der Gruppenführer braucht ein gutes Verhältnis zu seinen Soldaten, was nicht heißt, daß er der gute Onkel ist, der jeden Wunsch erfüllt. Er ist Vorgesetzter mit Befehlsgewalt. Je besser er seine Soldaten kennt, um so besser weiß er, wo er wen hinstellt und wie er ihn anspricht. Nicht nur den Namen kennen, auch die Entwicklung, die Familienverhältnisse, die Interessen, den Charakter. Und fordern immer mit dem Ziel, daß jeder seine eigene Verantwortung sieht, seine Kräfte entwickelt und Erfolgserlebnisse hat." Um die Soldaten kennenzulernen, muß der Unteroffizier das Gespräch mit ihnen suchen, „muß er bereit sein, über alles zu sprechen", meint der Gefreite Helmut Krüger. „Wenn die Soldaten zu dem Standpunkt kommen, mit dem kann man Pferde stehlen, dann sind sie auch bereit, sich anzustrengen".

Sozialistische Beziehungen in der Gruppe werden wohl wesentlich aber nicht allein vom Unteroffizier bestimmt. Natürlich fühlt sich auch der Soldat verantwortlich für die Erfüllung der gemeinsamen Aufgabe. Es ist seine Klassenpflicht. Also sind es Klassenbeziehungen, die das Leben in der Gruppe bestimmen. Deshalb könnte man ja gleich mal andersherum fragen: Wie wünscht sich der Gruppenführer seine Soldaten?
„Er soll seine militärische Aufgabe und die Befehle bewußt erfüllen, soll mitdenken und selbständig handeln." (Unteroffizier Andreas Neumann)
„Den Soldaten wünsche ich mir mit vorbildlicher Disziplin und Ordnung. Befehle soll er ohne Nörgeln mit Initiative ausführen. Er muß sich über den Sinn des Soldatseins klar sein. Aber wünschen allein hilft nicht, man muß als Vorgesetzter Autorität entwickeln. (Obermaat Bernd Böhm)
„Ältere Soldaten dürfen jungen Unteroffizieren ruhig helfen, ihnen, wenn notwendig, praktische Kniffe und Armeeerfahrung vermitteln. Manchmal gibt es alte Hasen, die sich einen Spaß daraus machen, den Gruppenführer seine Schwächen oder seine mangelnde Erfahrung auf unangenehme Weise, hintenherum, spüren zu lassen. Das habe ich nicht tragisch genommen, sondern sie ohne Umschweife aufgefordert, offen alles auszusprechen. Auch meine Fehler. Wenn diese Genossen merken, daß man bereit ist, von ihnen zu lernen, ohne ihnen in den Hintern zu kriechen, werden sie selbst ganz schnell sachlich und hilfsbereit." (Unteroffizier Bert Bünger)
Ja, die Aufgabe des Gruppenführers ist nicht leicht, sie ist verantwortungsvoll, sie hat einen hohen gesellschaftlichen Wert. Ist es außerdem eine Aufgabe, die Freude macht, die den Unteroffizier ausfüllt, ihn befriedigt? Der Gefreite Bernhard Grefrath teilt die Unteroffiziere in „zwei Kategorien ein: die, die ihre drei Jahre mit Bewußtsein, aus innerer Überzeugung dienen und die, die als Unteroffizier ein Überredungsprodukt des Wehrkreiskommandos sind."
Unteroffizier Reimann protestiert: „Das ist eine ganz pauschale, oberflächliche Wertung. Sie berücksichtigt nicht, daß der Mensch politisch und fachlich entwicklungsfähig ist. Es stimmt: als ich mit der Truppenpraxis konfrontiert wurde, verwünschte ich erst einmal meine schnelle Bereitschaft und fühlte mich überrumpelt. Aber als ich länger darüber nachdachte, begriff ich: Du bist nun einmal in die Aufgabe hineingestellt, und nun sieh zu, wie du aus den Startlöchern rauskommst. Und ich liege jetzt gut im Rennen. So wie mir ergeht es vielen. Nach einiger Zeit

lächeln sie über ihren anfänglichen Kleinmut und tun heute mit Tatkraft und Freude als Gruppenführer ihren Dienst."

Bei Unteroffizier Andreas Neumann ist die Freude noch geteilt: „Spaß? Na ja, ich weiß nicht. Manchmal schon. Mir fällt es jedoch, ehrlich gesagt, etwas schwer, mich von bestimmten Annehmlichkeiten des zivilen Bereichs zu trennen, und oft werde ich mehr durch die Einsicht in die Notwendigkeit getrieben." Einsicht ist der beste Weg, meine-ich. Und tatsächlich endet seine Äußerung optimistisch: „Der Mensch wächst mit seinen Aufgaben, heißt es. Also, ich werde es schon schaffen. Habe schon ein paar Erfolgserlebnisse gehabt!"

Letztere sind auch bei anderen wichtig für Freude am Dienst.

Für Unteroffizier Richter ist „der Dienst als Gruppenführer eine gute Schule. Die hohen Forderungen formen Mensch und Charakter. Erfolge geben Befriedigung und Impulse für noch höhere Leistungen." Unteroffizier Rainer Mansfeld sieht in der „Erziehung junger Menschen eine schöne Aufgabe. Wenn man ein gutes Verhältnis zur Gruppe hat, macht die Arbeit Spaß." Unteroffizier Reiner Patzer beklagt zwar etwas den „hohen zeitlichen Aufwand – morgens die ersten, abends die letzten –, aber wenn man sich auf die Soldaten verlassen kann und mit der Gruppe vorn steht, macht's Laune."

Daß der Unteroffizier nicht bloß die Unterstützung der Soldaten braucht, sondern vor allem die der Vorgesetzten, sei nicht nur am Rande erwähnt. Fast alle Unteroffiziere bestätigten, daß sie jederzeit mit ihren Problemen zum Zugführer oder Kompaniechef kommen können. Und die Offiziere suchen auch von sich aus den Kontakt zum Gruppenführer, um ihm Hilfe zu geben.

Stabsfeldwebel Karl-Heinz Löschmann macht das so: „Ich gehe viel auf die Unteroffiziersstuben, unterhalte mich mit den Genossen. Außerdem habe ich vorgeschlagen, um das Unteroffizierskollektiv zu stärken, auch gemeinsame Freizeiterlebnisse zu schaffen. Mal ins Theater oder in eine Ausstellung zu gehen." Oberstleutnant Brandel berichtet aus dem Stab des Truppenteils: „Wir haben Vorträge von Pädagogen organisiert. Die Erfahrungsaustausche der Unteroffiziere sind bei uns regelmäßig."

Sind unsere Unteroffiziere reif zum Befehlen?

Ich glaube, die Äußerungen haben gezeigt, daß es nicht so sehr eine Frage des Lebensalters ist und auch nicht zuallererst eine Frage der pädagogischen oder psychologischen Ausbildung an den Unteroffiziersschulen. Es ist vor allem eine Frage des Sich-durchringen-wollens, des Wissens wofür, des Klassenstandpunkts also. Mit dieser Haltung zu seiner Aufgabe wird der Gruppenführer gewiß richtig erziehen und zielklar leiten. Wie Unteroffizier Hans-Joachim Lehmann, der hier seine Gruppe ins Gefecht führt.

Oberstleutnant Günther Wirth



Reise zum »Mittelpunkt«

Den „Mittelpunkt", von dem ich hier berichten will, findet man auf keiner handelsüblichen Landkarte. Rundherum ist Wald, viel Wald. Man trifft dort eher einen Hasen, ein Reh, als einen Menschen. Die nächste Ortschaft ist mehrere Kilometer entfernt.

Der „Mittelpunkt" ist ein Bunker der Besatzung des diensthabenden Systems (DHS) der Fla-Raketeneinheit Krecklow. Mehrere Tage leben die Genossen in einer Dienstschicht auf engstem Raum, lösen komplizierte Aufgaben technischer Art, wachen mit ihrem Können und großer innerer Bereitschaft über unseren Luftraum. Sie befinden sich in Bereitschaftsstufe II. Dahinter verbirgt sich: Ständig auf dem Sprung sein. Angekleidet schlafen. Wechsel zwischen Gefechts- und Ausbildungsaufgaben. Der „Mittelpunkt" darf in dieser Zeit nicht verlassen werden. Ist die Schicht vorüber, gibt es auch nicht gleich in in jedem Fall Ausgang oder Urlaub. Ausgang ist – der Not gehorchend – sowieso kaum gefragt, denn wohin soll man gehen? Mädchen wachsen im Dorf nur langsam heran und die Einwohnerzahl ist klein. Ein Grund mehr, um auf den längeren Fußmarsch ins Dorf zu verzichten. Doch das wäre schon wieder ein anderes Thema.

Ich wollte ja vom „Mittelpunkt" erzählen, von den Genossen, die es verstehen, in wenigen Minuten einen möglichen Aggressor vom Himmel zu holen . . .

Der Eingang des Bunkers ist mit Tarnnetzen überspannt. Betonteile wurden farblich dem sie umgebenden Erdreich angepaßt. Ein langer Gang, in dem man gerade aufrecht stehen kann, führt mich zu einer Tür mit der Aufschrift: „Gefechtsstand. Betreten verboten!" Bis dahin begegnet mir kein Mensch. Als ich die Stahltür öffne, ist mir auch klar, warum: Kurz vor meiner Ankunft wurde das Signal für die Bereitschaftsstufe I gegeben. Keiner hat für mich Zeit, jeder ist mit seiner Gefechtsaufgabe beschäftigt. Auf der indirekt beleuchteten Luftlagekarte werden zwei Ziele geführt. Ihren Weg zeichnen die beiden Auswerter hinter der Plexiglasscheibe mit Fettstift nach.

Das „Herz", eine mit Elektronik vollgestopfte Kabine des Fla-Raketenkomplexes, schließt sich an den halbdunklen Raum an. Hier sitzen eng zusammengerückt Offiziere, Unteroffiziere und Soldaten. Vorgesetzter der diensthabenden Schicht ist heute Major Schröder. Die Funkorter drehen an ihren Handrädern, um die Antennen der Raketenleitstation mit dem Luftziel zu synchronisieren.

„Ausgangslage herstellen. Übergang in B-III" höre ich Major Schröder befehlen. Spannung weicht von den Gesichtern, die Bewegungen werden lässiger. Jetzt haben sie Zeit für mich.

Ich fühle mich mit meinem Anliegen etwas beklommen, angesichts der Verhältnisse im Bunker. Mutig erläutere ich mein Vorhaben, über die Möglichkeiten einer sinnvoll gestalteten Freizeit im DHS zu schreiben. Keiner lächelt mitleidig. „Ja, da wird schon einiges gemacht. Wenn man in der Bewertung auf dem Teppich bleibt, könnte man sogar sagen, für die Verhältnisse im DHS ist es viel", meint Major Schröder. Mit Illusionen machte ich mich auch nicht auf die Reise zum „Mittelpunkt". Und ich weiß auch, daß sich absolut alles dem Gefechtsdienst unterzuordnen hat. Erschwernis für eine planmäßige Freizeitarbeit. Geplant ist sie trotzdem. Für jedes DHS werden von der FDJ-Leitung Vorschläge gemacht und mit Politstellvertreter Major Döring beraten. Danach wird es Richtlinie für die Tage im DHS.

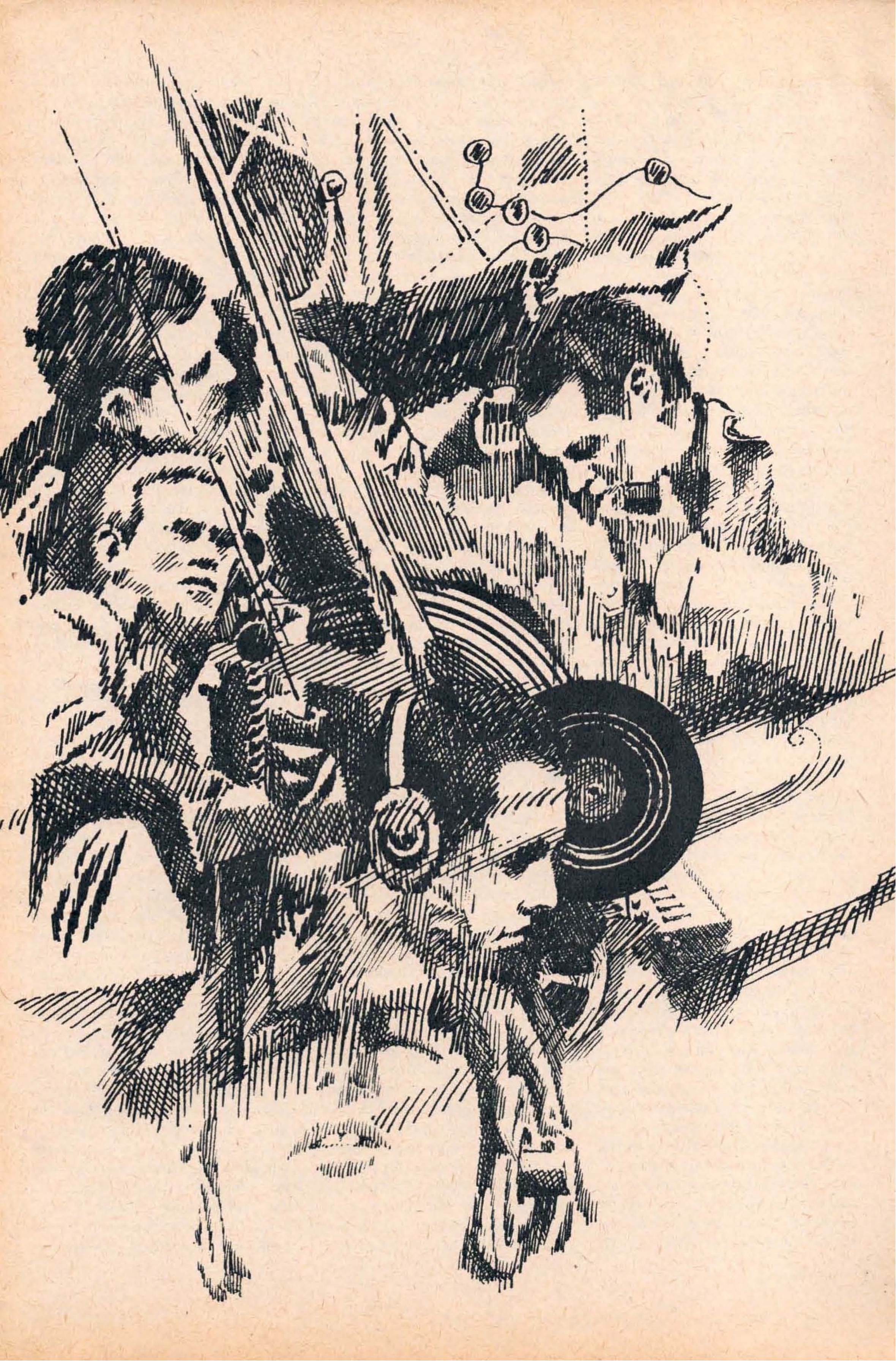
Zunächst gerate ich in der Gestalt von Hauptmann Ludwig an Ungeplantes. „Wenn man nicht träge und schwerfällig ist, kann man auch dieses oder jenes individuelle Hobby pflegen", erklärt mir der Hauptmann. Er bastelt mit den Unteroffizieren Wolf und Fischer an einem Relief der Fla-Raketenstellung. 130 Stunden werkeln sie schon an Bäumchen, Hügeln und winzigen Fla-Raketen mit den dazugehörigen Transportladefahrzeugen. Alles aus Holz, Papier und Kleister. Freude am Basteln verbindet sich hier mit einem sehr nützlichen Ergebnis. Das Stellungsrelief ist maßstabgetreu und wird einer anschaulicheren Ausbildung gute Dienste leisten.

„Das da ist auch noch ein Stück von Hauptmann Ludwig", erklärt Major Schröder und weist auf einen Pappkarton in der Ecke, aus dem Pinselstiele, eine Palette und Papierrollen ragen. „Na, ja, ich mal so ein bißchen."

Damit hat der Hauptmann untertrieben, denn er malt nicht nur ein bißchen, sondern eine ganze Menge. Während der Weihnachtsfeiertage präsentierte er sich mit einer Ausstellung seiner bisherigen Arbeiten. Im Klubraum des DHS hängt ebenfalls ein Bild von ihm: Eine startende Fla-Rakete. Ich frage ihn, warum er sie startend dargestellt hat. „Dieses faszinierende Ereignis habe ich beim Gefechtsschießen gesehen. Ich wollte es jenen vermitteln, die unsere Waffen noch nicht in Aktion sahen."

Weitere Pläne für das Freizeit-ABC im DHS? „Gemeinsam mit dem Elektrotechnik- und dem Bastelzirkel werden wir eine Luftgewehrschießanlage aufbauen, die im Maßstab gleiche Bedingungen wie die Schulschießübungen mit der MPi bietet."

Mit ganz anderen Dingen beschäftigen sich die Gefreiten Behrendt und Bänsch in ihrer DHS-Freizeit.



Sie tüftelten lange an einem Projekt. „Nun ist das Ei gelegt", bemerkt befriedigt Gefreiter Bänsch. „Es ist kein Ei des Kolumbus, aber immerhin... Wir können mit unserem Vorschlag eine genauere und schnellere Bestimmung der Ziele nach den Werten der Rundblickstation vornehmen." Warum sie das machen, will ich wissen. Gefreiter Behrendt: „Erstmal, weil es in unserer Wettbewerbsverpflichtung steht, und zum anderen bin ich der Meinung, daß man freie Zeit hier draußen nicht vergammeln sollte..." So denkt auch Soldat Rhinow, K 2 in der Startbatterie. „Gestaltete Freizeit im DHS ist wichtig, sonst rostet man ein. Sie ist notwendiger Ausgleich für schwere Stunden, wenn wir längere Zeit B-1 haben." Er erzählt mir ganz begeistert vom Gefreiten Pornell, der kürzlich seinen Reservedienst in der Einheit leistete. „Genosse Pornell konnte so interessant über Kunstgeschichte und Malerei diskutieren, daß er immer einen großen Zuhörerkreis fand, der nicht extra organisiert zu werden brauchte. Damit will ich nur sagen, daß viele von uns Kenntnisse, Fähigkeiten und Talente haben, die man nur ausgraben und richtig einsetzen muß. Meiner Meinung nach ist es keine rechte Erholung, wenn man sich jede freie Minute aufs Bett haut und einen einzieht."

Soldat Rhinow ist eine Leseratte. Wenn er seinen Dienst im DHS beginnt, schleppt er immer einen Stapel Bücher mit sich herum. „Ich habe mir noch nie so viele Bücher gekauft wie hier bei der Truppe". So ist er für viele ein Anlaufpunkt. Er gibt Buchempfehlungen und verleiht auch seine papiernen Schätze. „Die Auswahl in der Bücherkiste für das DHS wird noch nicht immer glücklich getroffen. Aber Schuld haben wir selbst. Bei uns gibt es eine gute Einrichtung. Vor jedem DHS kann jeder seine Wünsche in der Bibliothek anmelden und wird auch prompt beliefert. Diese Erfahrung habe ich jedenfalls gemacht."

Unterfeldwebel Tritschler hat es mit Streichhölzern. Nicht nur er erkannte in den kleinen Holzstäbchen ein verwendungsfähiges „Baumaterial". In Sysiphusarbeit stellte er Windmühlen und Eiffeltürme her. Wieso Windmühlen und Eiffeltürme? „Um ehrlich zu sein, ich habe davon auch schon die Nase voll, obwohl mich viele drängen, mehr zu ‚produzieren'. Es seien gute Geschenke für die Verwandtschaft. Ich will damit aber aufhören. Nicht nur, weil ich von einigen angehauen wurde, daß das Kitsch sei. Es befriedigt nur für eine kurze Zeit. Ich habe jetzt eine große Bestellung an das Versandhaus Leipzig zwecks Bau- und Bastelkästen aufgegeben. Bauanleitungen für sowjetische Kreuzer und Flugzeugtypen. Letztere können vielleicht im Erkennungsdienst nützlich sein."

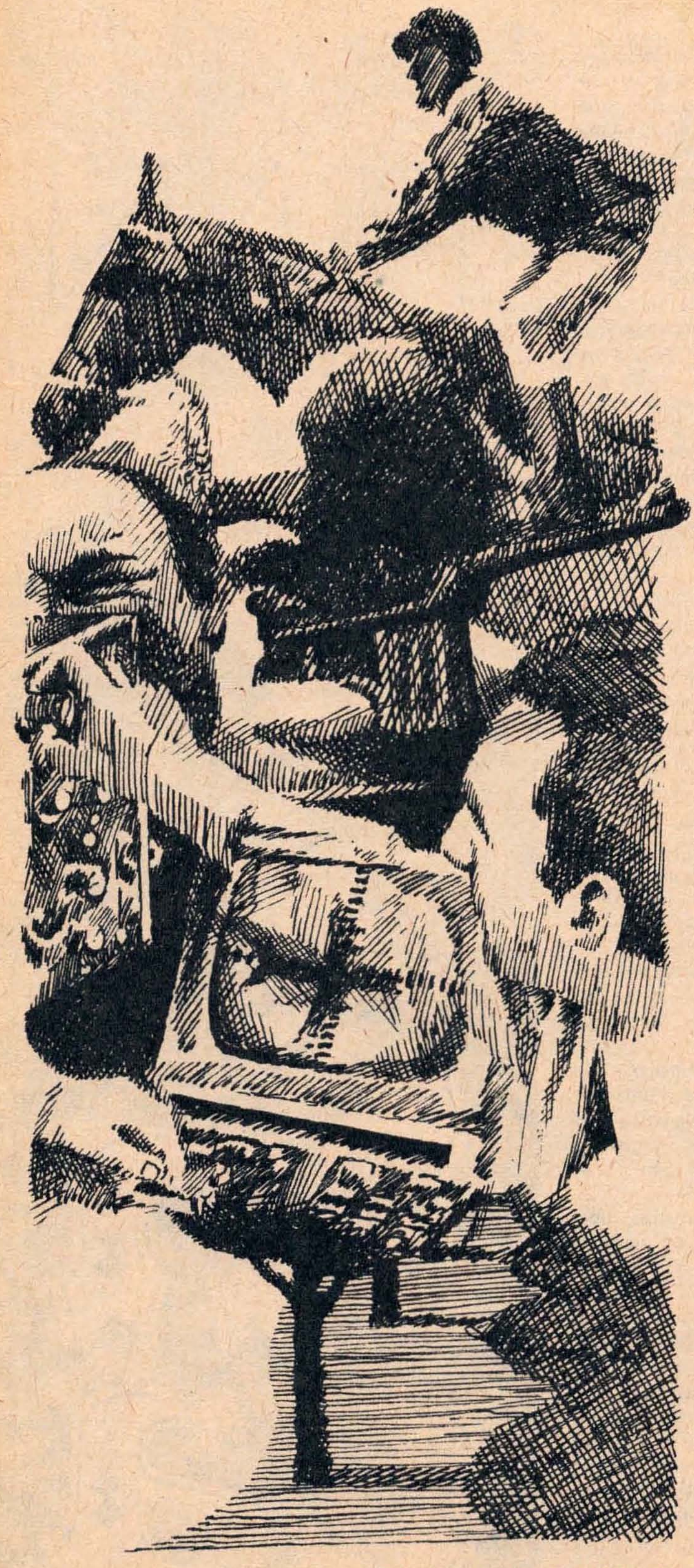
Unterfeldwebel Tritschler hat laut Maßnahmeplan in der Freizeitgestaltung einen ganz schönen Rucksack zu tragen. Zunächst ist er für die Filmveranstaltungen im DHS verantwortlich, weil er die tschechische 16-Millimeter-Anlage bedienen kann. Drei Spielfilme und mehrere Dokumentarfilme erhält er für eine Dienstschicht. Will jemand ein Buch, ein Karten- oder Brettspiel haben, wendet er sich ebenfalls an Unterfeldwebel Tritschler.

Heute steht auf dem Plan: „Diskussion über die Aggressionsbereitschaft der Bundeswehr. Verantwortlich: Ufw. Tritschler". Ich frage nach seiner Vorbereitung. „Eigentlich wird bei uns in der FDJ-Leitung immer das Prinzip der kollektiven Verantwortung gewahrt. Als ich den Auftrag erhielt, diese Diskussionsrunde zu leiten, wurde mir gesagt, daß ich alles notwendige Material bekommen würde. Ich habe es trotzdem nicht erhalten. Telefonisch schlug ich sofort Krach. Das hilft mir im Moment natürlich auch nicht weiter. Werde mal sehen, was in meinem Schrank zu finden ist und was eventuell die Offiziere noch mitgebracht haben. Ausfallen lassen will ich es auf keinen Fall. Das gibt es bei mir nicht."

Ich war einigermaßen verwundert, daß sich ein Unteroffizier an ein so gewichtiges Thema herantraut. Warum macht das kein Offizier? „Erstens haben die genug um die Ohren und zum anderen haben wir für unsere Bildung eine gewisse eigene Verantwortung", meint überzeugt der Unterfeldwebel. Das hört sich gut an. Auf dem Maßnahmeplan steht noch ein anderes, schon „gelaufenes" Diskussionsthema: „Warum ist die Aggressivität des Imperialismus trotz Entspannungspolitik nicht geringer geworden?" Dieses Gespräch leitete der Gefreite Bernschein. Beide Veranstaltungen sollten sich ergänzen. Es ist sehr hoch zu bewerten, daß sich Soldaten und Unteroffiziere den Kopf darüber zerbrechen, wie bestimmte ideologische und politische Probleme im DHS diskutiert werden können. Gefreiter Bernschein war allerdings mit dem Ergebnis noch nicht zufrieden. „Die Diskussion hätte reger sein können, denn schließlich habe ich mich mit der Vorbereitung ganz schön quälen müssen", meint er etwas ungeduldig. Mehr Geduld beweist er zweifellos bei seiner Sportart, der er allerdings hier nicht nachgehen kann. Das wäre vielleicht noch unter Tschapajew möglich gewesen. Gefreiter Bernschein ist langjähriger Dressurreiter. 15 Knochenbrüche brachte ihm das schon ein, doch er kann es nicht lassen. Seiner Zähigkeit verdankt er letztlich einen DDR-Meistertitel und mehrmals die Trophäe des Bezirksmeisters. Jetzt in der Armee reitet er die Hohe Schule eines Seitenwinkelfunkorters. In dieser Funktion bewies er ebenfalls seine Meisterschaft.

Finden die Diskussionsrunden den Beifall der „Mittelpunktinsassen"? „Es hat sich gezeigt, daß der größte Teil unserer Genossen gern über interessante Dinge debattiert. Doch ich glaube, daß wir in der FDJ-Leitung überlegen sollten, wie wir diese Form der Freizeitgestaltung im DHS mit etwas mehr Pfiff vorbereiten können. Das fängt schon bei der Ankündigung mit einem popigen Plakat an und setzt sich in einer interessanten Themenstellung fort..."

16.00 Uhr. Unterfeldwebel Tritschlers Diskussionsrunde beginnt. Zu Major Döring ist der SOS-Ruf des Unterfeldwebels ebenfalls gelangt. Er eilt daher flugs zur Hilfe. Beide wetzen nun mit vereinter Kraft die Vorbereitungspanne aus. Wichtigstes Ergebnis: Das große Ganze wurde in der Diskussion mit den verhältnismäßig kleinen Problemen der persönlichen Gefechtsbereitschaft verbunden. Lehre: Bei einer besseren Vorbereitung (weniger an-



lehnend an die Methode der politischen Schulung) kann noch mehr herauskommen.

An das Unterhaltsame während des Dienstes im „Mittelpunkt" wurde ebenfalls gedacht. Soldat Laßahn, staatlich geprüfter Diskjockei, hat da so seine Vorstellungen. „In einer Diskothek kann man viele Themen mit der Musik verknüpfen und zum Beispiel auf unterhaltsame Weise über Politik, Mode, Literatur und Kunstwerke plaudern." Er versprach, daß es damit demnächst losgehen würde. „Allerdings brauche ich die Unterstützung der Vorgesetzten. Schon ihr einfühlsames Verständnis kann Hilfe sein. In Major Döring und unserem Kommandeur haben wir gute Verbündete. Beide wachen aufmerksam darüber, daß entsprechend den Möglichkeiten im DHS die Freizeitarbeit nicht den dienstlichen Aufgaben nachgeschleppt wird..."

An Bemühungen und gutem Willen mangelt es jedenfalls nicht. Es wurden schon Sieger im Hantelstemmen, beim Skat und Schach ermittelt und mit kleinen Preisen belohnt. Das sind Veranstaltungen, die in ziemlich regelmäßigen Abständen stattfinden. Man sollte jedoch auch ständig nach neuen Möglichkeiten suchen. Warum wurde Soldat Rhinow noch nie angesprochen, eine Buchdiskussion, z. B. über die Simonow-Trilogie, zu führen? Er ist bereit und vor allem in der Lage dazu. Oder warum konnte noch kein Plätzchen für eine Reckstange gefunden werden? Der Wunsch besteht, auch im Klimmziehen seine Kräfte zu messen.

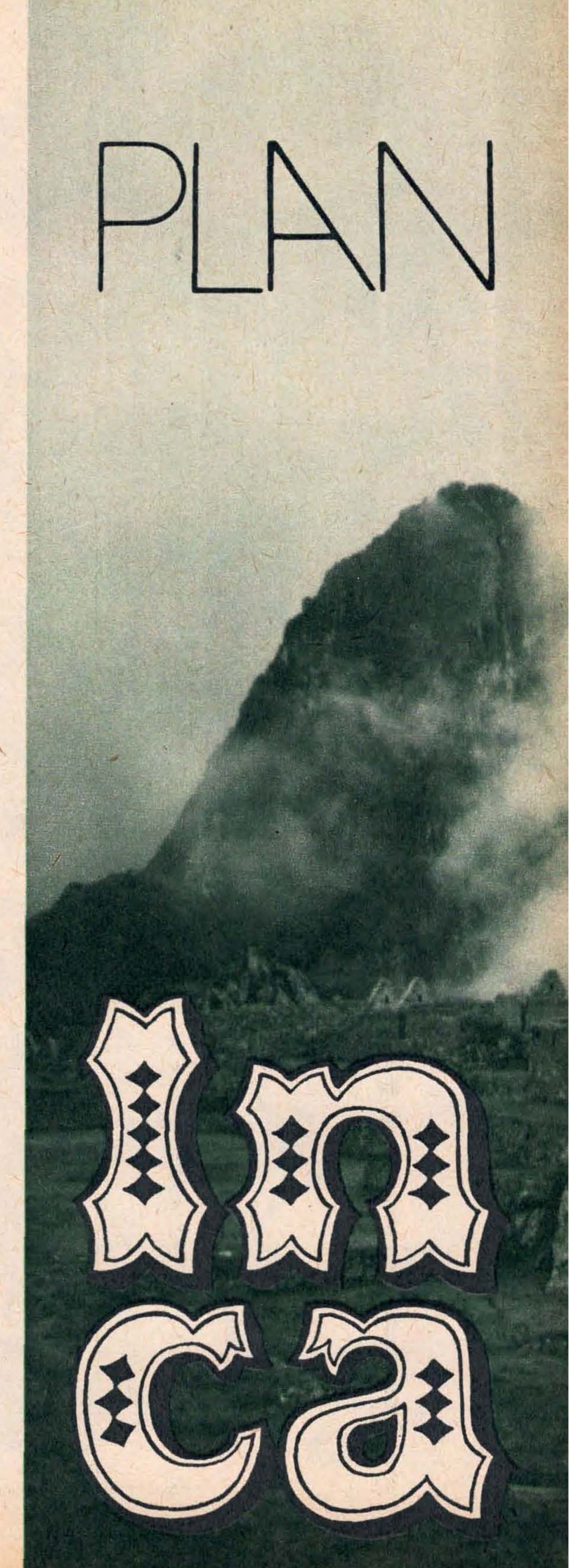
Es ist klar, daß die B-I-Hupe auch in Zukunft manch sorgsam Vorbereitetes zunichte machen wird, denn der Gefechtsdienst ist nun einmal das Wichtigste im „Mittelpunkt". Doch die Genossen, die ich hier kennenlernte, lassen sich davon nicht allzusehr beeindrucken. Sie sind es gewohnt, mit der Alarmhupe zu leben und sie wissen, daß es von ihnen selbst abhängt, wie das „Entspannungsfeld" im DHS aussieht.

P. S. Von allen Soldaten, mit denen ich sprach, wurde die gute Versorgung durch die rückwärtigen Dienste im DHS gelobt. Sie baten mich, auf diesem Wege ein Dankeschön zu sagen.

Hauptmann Wolfgang Matthées

Illustrationen: Klaus Vonderwerth

Das legendäre Reich der Inka existierte rund vier Jahrhunderte lang. Und noch heute sind Archäologen fasziniert von den großen Werken jener Kultur, deren Ruinen und teilweise noch intakte Bauwerke in den Anden stehen. Das heutige Peru ist stolz auf seine große Vergangenheit. Sie gilt ihren Patrioten so viel, daß die gegenwärtigen Umgestaltungen, die die revolutionäre Regierung der Streitkräfte vornimmt, nach einem Plan durchgeführt werden, der offiziell „Plan Inca" heißt.
„Plan Inca" war der Codename des Programms der zum Sturz der alten Ordnung entschlossenen Offiziere. Er wurde bereits vor ihrem Angriff auf den Präsidentenpalast ausgearbeitet, mußte aber lange geheim bleiben. Die Chiffre hatte jedoch auch zugleich symbolische Bedeutung. Sie sollte das authentisch nationale Anliegen der Offiziere zum Ausdruck bringen: Die Rückeroberung Perus durch sein Volk, in der übergroßen Mehrheit besteht es aus Indianern und Mestizen, den durch Kolonialismus und Imperialismus entrechteten Nachfahren der Inka.
Am 3. Oktober 1968, dem Tag des Sturzes des alten Oligarchenregimes, unterzeichnete General Velasco Alvarado als erstes Dokument den „Plan Inca". Er wurde damit zum offiziellen Arbeitsplan der Regierung der Streitkräfte. Um den imperialistischen Gegnern jedoch nicht von vornherein alle Möglichkeiten für eine systematische Gegenoffensive zu geben, blieb der Plan fast sechs Jahre lang geheim, bis er vom Präsidenten Velasco Alvarado selbst dem peruanischen Volk bekanntgegeben wurde. Der „Plan Inca" ist kein marxistisch-leninistisches Dokument, jedoch ein klar antiimperialistisches und antifeudales Programm. Seine Verwirklichung stellt einen revolutionären Schritt in der Geschichte Perus dar.
Die Inkas brauchten vier Jahrhunderte, um dem Land sein unvergängliches Gesicht zu geben. Ein Zeitraum, der heute nicht zur Verfügung stehen kann. Die Erneuerer Perus in Uniform sind sich dessen wohl bewußt. So erklärte der Minister für Energie und Bergbau, General Fernandez Maldonado, anläßlich der Nationalisierung des US-Grubenkonzerns Cerro de Pasco Corp: „Heutzutage kann sich keine Revolution den Luxus leisten, zu viele Irrtümer zu begehen!"
Es liegt eine sonderbar feierliche Stimmung über den Ruinen der Inka. Die Genialität der menschlichen Arbeit, die aus diesen Steinen spricht, nötigt dem Besucher Respekt ab. Zyklopen von vielen Tonnen Gewicht – ihre natürlichen Formen wurden mit Stein- und Bronzewerkzeugen exakt herausgearbeitet und ineinandergefügt. Kleinere Steine wurden rechtwinklig zugeschnitten wie Ziegelsteine und ebenso verbaut. Viele dieser Bauwerke liegen an so exponierten Stellen des Andenreliefs, daß ihre Errichtung auch mit heutigen Mitteln noch größte Anstrengungen erfordern würde. Über mehrere tausend Kilometer – von





Operation „Alfin" – so wird der Plan bezeichnet, nach dem bis 1980 das Analphabetentum in Peru beseitigt sein soll. Gegenwärtig sind es noch über zwei Millionen Peruaner, die weder schreiben noch lesen können

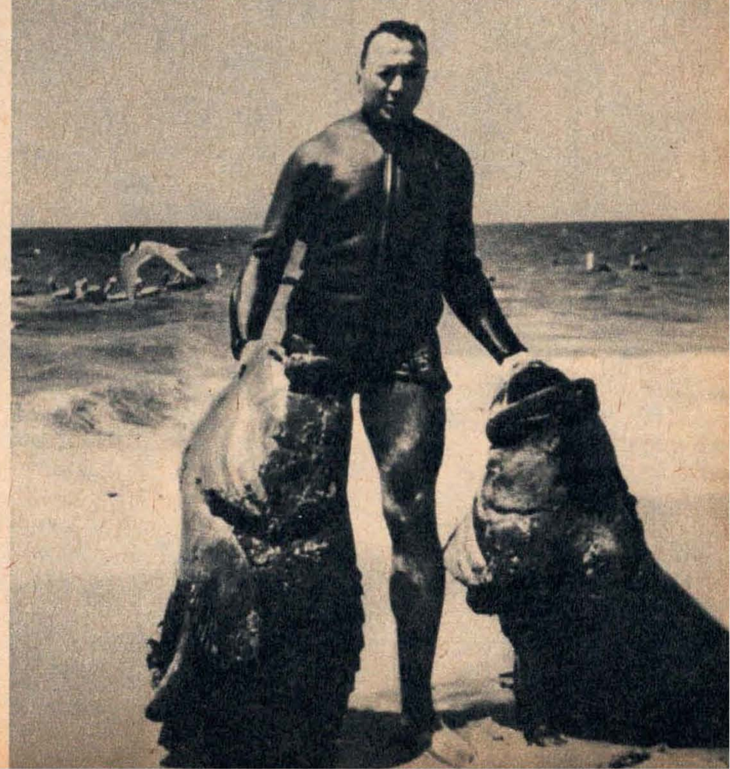
PLAN Inca

Peru ist sehr gut in der Lage, die bisherigen Errungenschaften und die Unabhängigkeit zu verteidigen. Das Land kann sich dabei der Unterstützung durch die DDR und aller anderen sozialistischen Staaten gewiß sein. So Verteidigungsminister Hoffmann während seines Besuches in Peru im vergangenen Jahr, hier beim Empfang durch den damaligen Premier- und Kriegsminister und Oberkommandierenden des Heeres, Divisionsgeneral Edgardo Mercado Jarrin.





Die größten Fische an der Leine: General Javier Tantalean Vanini, Fischereiminister. Gleichsam Symbol dafür, daß die wichtigsten wirtschaftlichen Unternehmen (z. B. der Tiefbau Cerro de Pasco, Bild oben) durch die Regierung der Revolutionären Streitkräfte nationalisiert wurden.





Ekuador bis nach Bolivien – ziehen sich bis in Wolkenhöhe terrassierte Berghänge hin. Den Höhepunkt aber bildet Machu Picchu, jene 112 Kilometer nördlich der alten Hauptstadt Cuzco gelegene heilige Inkastadt, die – von den Spaniern nie gefunden – erst 1911 durch Archäologen entdeckt wurde. Die Verbindung von Bauwerk und einer majestätischen Gebirgslandschaft ist hier einfach vollkommen. Die geniale Anlage dieser Stadt zeigt, zu welchen Leistungen die frühe Kultur Perus imstande war. Diese Leistungsfähigkeit der indianischen Massen, die seit der spanischen Conquista in eine anscheinend durch nichts zu erschütternde Lethargie versunken sind, wiederzuerwecken, ist eines der Ziele, die mit dem „Plan Inca" erreicht werden sollen.

Erster Schritt dazu ist die Befreiung der indianischen Bauern von der Unterdrückung und Ausbeutung durch die Latifundisten, jene vom spanischen Kolonialismus geschaffene Klasse von Feudalherren, deren Geist und Herrschaftsform sich seither kaum geändert hatten. Sie hielten die Indianer in einer der Leibeigenschaft ähnlichen Abhängigkeit, konservierten Analphabetentum und Elend im gesamten Andenhochland. Deshalb ist die Agrarreform – verkündet im Juni 1969 – einer der wichtigsten Punkte des „Planes Inca". Über die Hälfte der rund 11 Millionen Hektar Latifundienländereien wurden bereits von dieser Reform erfaßt. Noch in diesem Jahr sollen die insgesamt 9700 Großgüter restlos enteignet, der Grund und Boden an Bauern und Landarbeiter übergeben werden.

Ein weiterer Eckpfeiler des Programms ist die Rückgewinnung der Naturschätze Perus. Bis 1968 befanden sie sich vollständig in den Händen ausländischer, vor allem nordamerikanischer Konzerne. Die „Ölfrage" wurde sofort, innerhalb von 24 Stunden nach dem Sturz des alten Regimes, durch die Nationalisierung der zum Rockefellerimperium gehörenden International Petroleum Company (IPC) entschieden. Inzwischen sind die Fischereiindustrie – sie ist die größte der Welt – und die bedeutendsten Bergbauunternehmen nationalisiert worden. Als negatives Symbol für die Ausplünderung der peruanischen Bodenschätze stand 7 Jahrzehnte lang die Cerro de Pasco Corp. Neben dem Buntmetallbergwerk von Cerro de Pasco gehörten ihr fast alle Bergwerke Zentralperus, ein eigenes Eisenbahnnetz und rund 300000 Hektar Land. Sie förderte jährlich etwa 70000 Tonnen Blei, 40000 Tonnen Kupfer, 75000 Tonnen Zink sowie Silber, Antimon, Selen und andere seltene Mineralien. Ihr Profit in Peru betrug vor der Dollarinflation etwa 200 Millionen im Jahr.

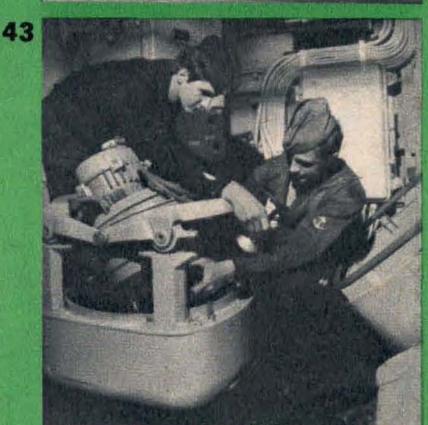
Wenige Monate nach dem US-Grubenkonzern wurden die großen privaten Zeitungen der Bourgeoisie repräsentativen Körperschaften der Gesellschaft übergeben. So zog in den heiligen Tempel des führenden Blattes „El Comercio", einem Gebäude, dessen Bauherren ihre Vorbilder bei der Londoner „Times" und der „New York Times" suchten, die Bauernorganisation ein. Mit ihrer Presse verloren die konterrevolutionären Kräfte einen entscheidenden politischen Hebel. Die Umgestaltung des Pressewesens war bereits im Punkt 24 des „Plans Inca" vorgesehen. Beweis dafür, daß sich seine Schöpfer von vornherein über die Bedeutung dieser Angelegenheit im klaren waren.

1975 arbeitet die Revolutionäre Regierung der Streitkräfte Perus sieben Jahre nach dem „Plan Inca". Sie hat mit der Rückeroberung der nationalen Naturschätze, der Bodenreform, der Beseitigung des bourgeoisien Pressemonopols und anderen Maßnahmen wichtige Etappenziele auf dem Weg zur ökonomischen Unabhängigkeit und zu sozialen Veränderungen erreicht.

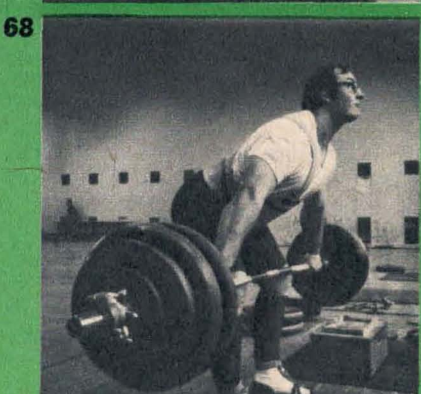
Unterstützt durch das peruanische Volk schlug die Regierung auch im Februar die Putschversuche zurück. Das danach gebildete „Komitee der Volkskoordinierung" – wird ebenfalls zur konsequenten Verwirklichung des „Planes Inca" beitragen.

Gerhard Desombre

4



43



68

INHALT

Militärverlag der DDR (VEB) – Berlin • Redaktion „Armee-Rundschau" • Chefredakteur: Oberst Karl-Heinz Freitag • Anschrift: 1055 Berlin, Storkower Str. 158, Postfach 46130, Telefon 530761 • Lizenz-Nr. 1513 des Presseamtes beim Vorsitzenden des Ministerrates der DDR • Auslandskorrespondenten: Oberst W. G. Radtschenko und Oberst E. A. Udowitschenko – Moskau; Oberstleutnant A. Kolodziejczyk – Warschau; Oberst J. Schaulow – Sofia; Oberstleutnant J. Cerveny – Prag; Major E. Kutas – Budapest; Oberst I. Capet – Bukarest • „Armee-Rundschau" erscheint monatlich • Preis je Heft: 1,– Mark • Bezugszeit monatlich • Nachdruck, auch auszugsweise, nur mit Genehmigung der Redaktion • Für unverlangt eingesandte Unterlagen keine Gewähr • Bezugsmöglichkeiten: In der DDR über die Deutsche Post oder den NVA-Buch- und Zeitschriftenvertrieb (VEB) – Berlin, 102 Berlin, Rungestr. 20. Außerhalb der DDR nimmt der internationale Buch- und Zeitschriftenhandel Bestellungen entgegen. Bei Bezugsschwierigkeiten im nichtsozialistischen Ausland wenden sich Interessenten bitte an die Firma BUCHEXPORT, Volkseigener Außenhandelsbetrieb der DDR, 701 Leipzig, Leninstr. 16, Postfach 160. Im sozialistischen Ausland können Bestellungen nur über die Postzeitungsvertriebsämter erfolgen. Die Verkaufspreise sind dort bzw. durch Einsicht in die Postzeitungslisten zu erfahren • Alleinige Anzeigenannahme: DEWAG WERBUNG BERLIN, 1054 Berlin, Wilhelm-Pieck-Straße 49, Telefon: 2262715, sowie alle DEWAG-Betriebe und deren Zweig- und Annahmestellen in den Bezirken der DDR • Zur Zeit gültige Anzeigenpreisliste Nr. 4 • Gesamtherstellung: Grafischer Großbetrieb Interdruck, Leipzig • Gestaltung: Horst Scheffler • Printed in GDR

Redaktionsschluß dieses Heftes: 29. 1. 1975

Fotos: Gebauer (18), S. 18, 20, 21, 43, 44, 46, 47, 62, 63, 65, 86, 88, 89, Titel; Uhlenhut (14) S. 26, 27, 30, 31, 36, 68, 69, 70, 71, 85 Geb./Uhlenhut (1), S. 50, 51; Archiv (13), S. 4, 5, 6, 14, 15, 66, 67, 76, 77; VA (1), S. 6; Nowosti (1), S. 6; VA/Klöppel (2), 57; Syndoman (1), S. 7; MBD (2), S. 8, 9, 59; DEFA/Kroiss (1), S. 13; ZB (7), S. 59, 73, 76, 77, 95, 96, 97; Schulze (2), S. 63, 64; Tessmer (1), S. 67; Kersten-Lehmann (1), S. 85; Fischer (3), S. 82, 83, Rücktitel.

BEURLAUBT!

von Paul Klimpke



„Wird ja Zeit, daß du auch mal auf Urlaub kommst!"

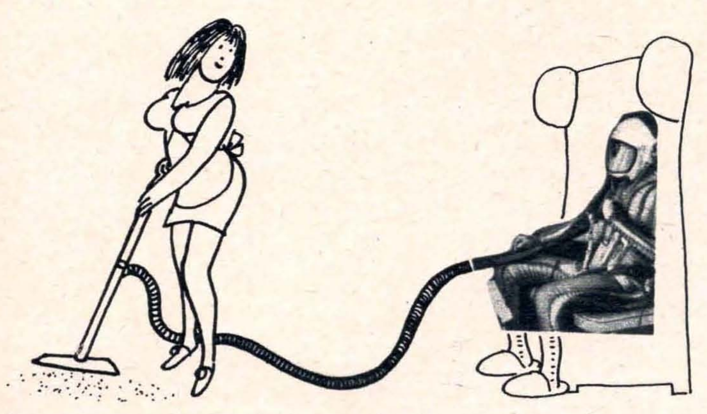




„Also, ich den Urlaubsschein geschnappt, in die Bahn – und hier bin ich!"



„Meiner kommt immer mit der Bahn!"



„Dein Urlaub kommt mir wie gerufen!"



31 036

„Blues von der letzten Gelegenheit" –
aber nicht die letzte, um sie zu sehen:

VERONIKA FISCHER